

A 24

Ein Ausflug

nach

Macedonien.

Besuch

der

deutschen Eisenbahn

von

Salonik nach Monastir.

Von

Cosmar Freiherr von der Goltz.

Mit einer Original-Karte.

Berlin



1894.

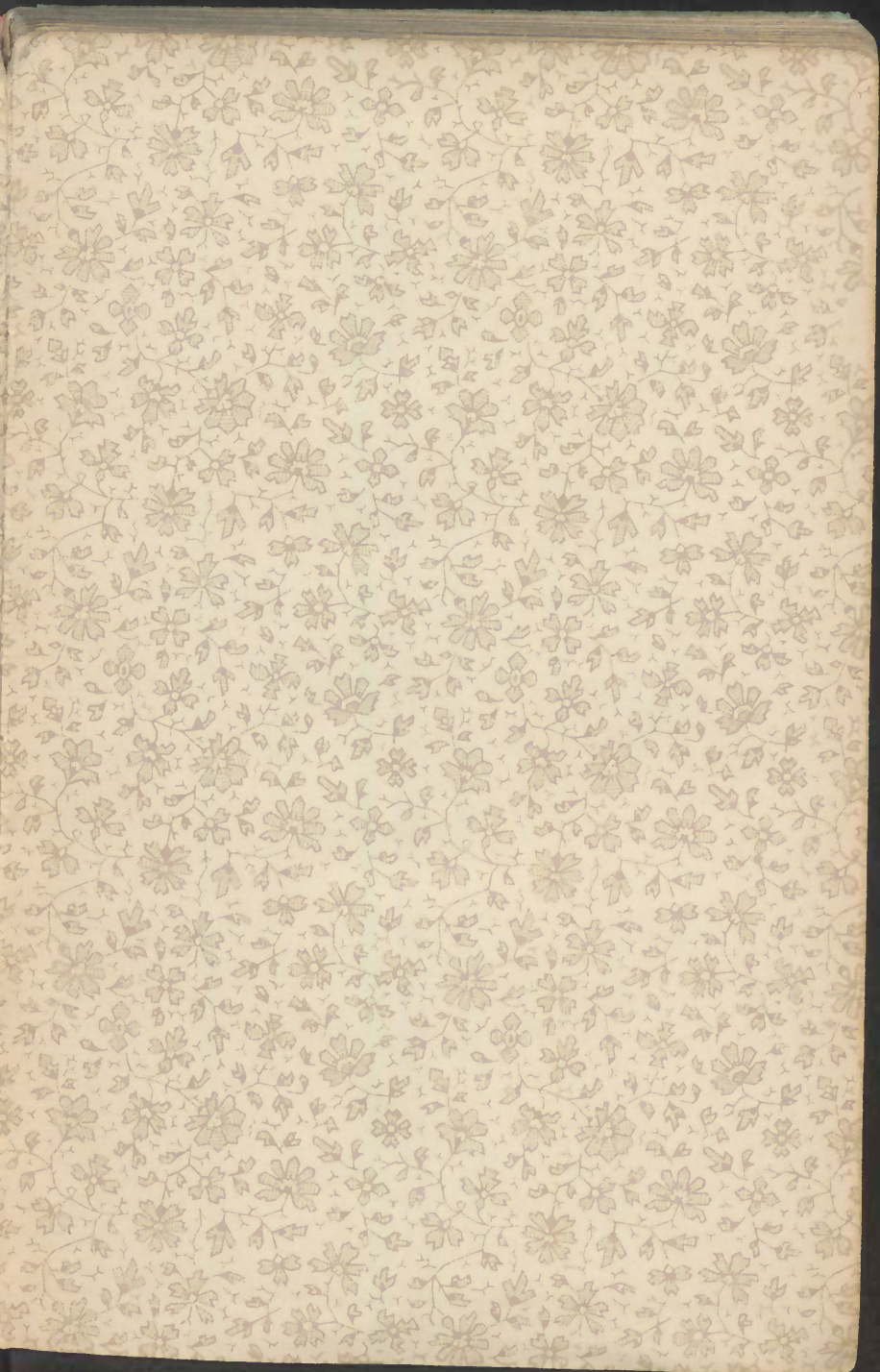
R. v. Decker's Verlag

G. Schenk,

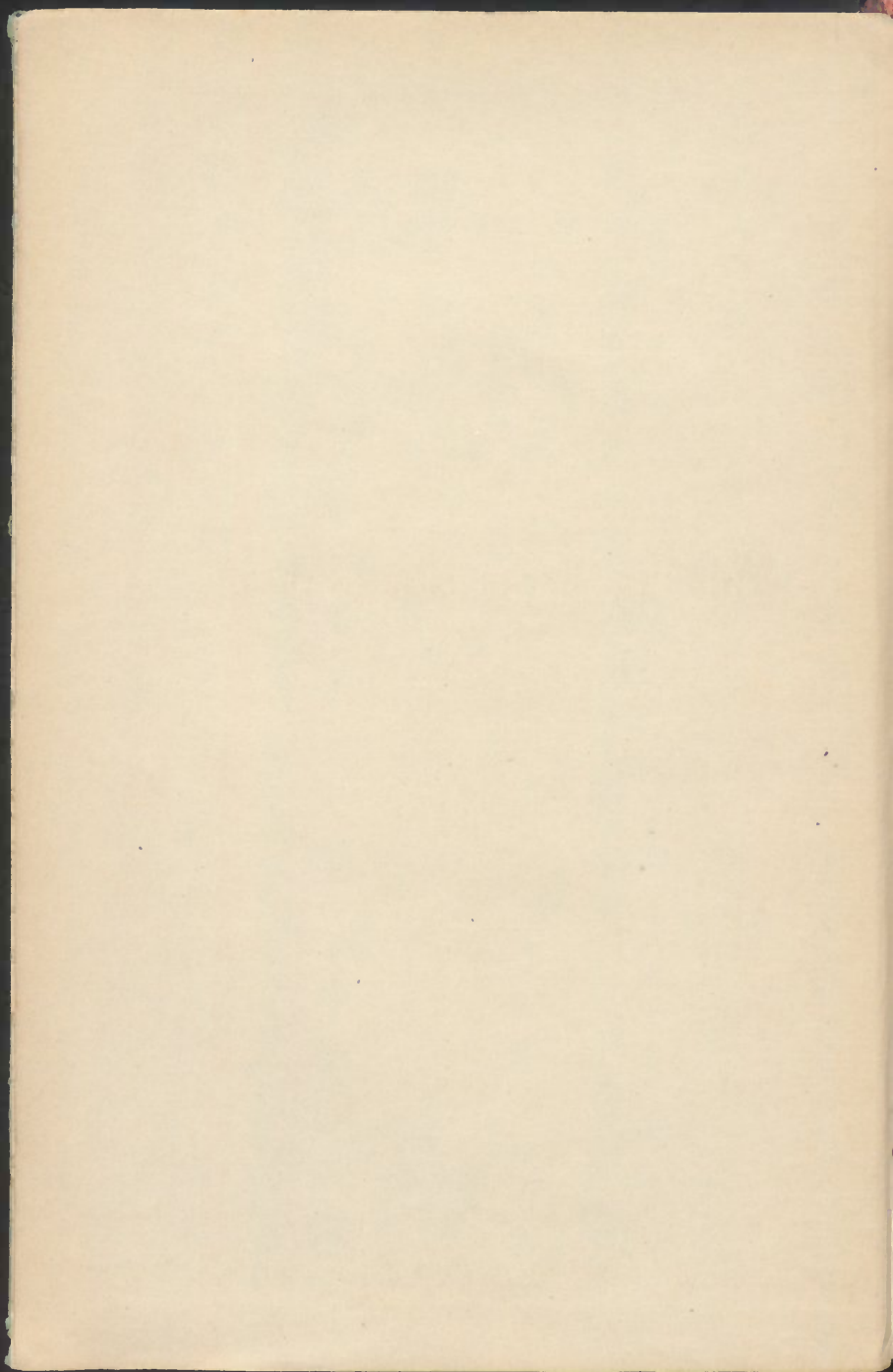
Königlicher Hofbuchhändler.

T 143 84





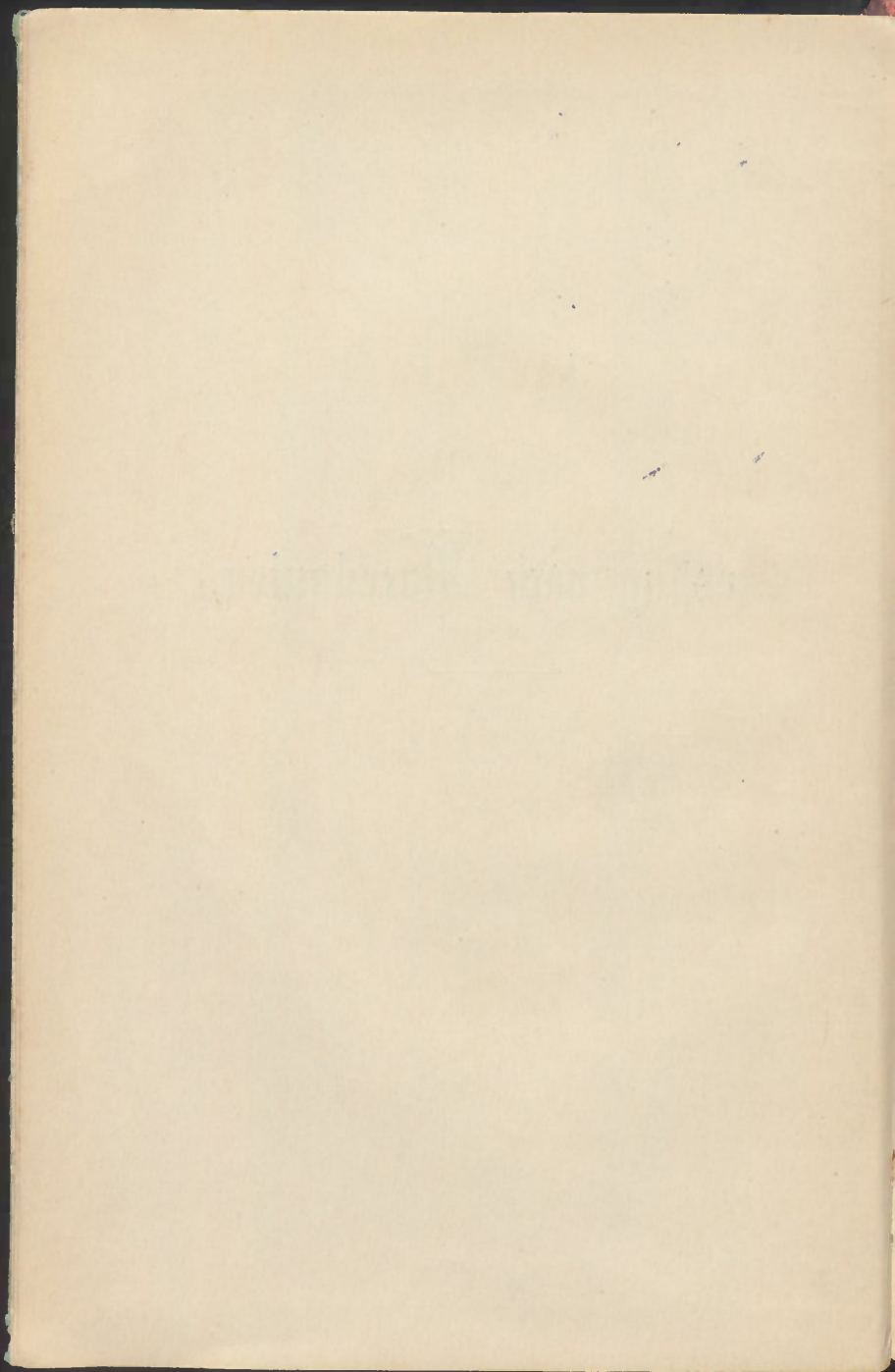




# Ausflug nach Macedonien,

---





Gustav Diederichsen  
Stiftung

Ein

# Ausflug nach Macedonien.

Besuch der deutschen Eisenbahn von Salonik  
nach Monastir

VON

Colmar Freiherr von der Goltz.

Mit einer Original-Karte.

Berlin



1894.

R. v. Decker's Verlag

G. Schenk,

Königlicher Hofbuchhändler.



I 11387

Alle Rechte, auch in Bezug auf die Karte, vorbehalten.



Di

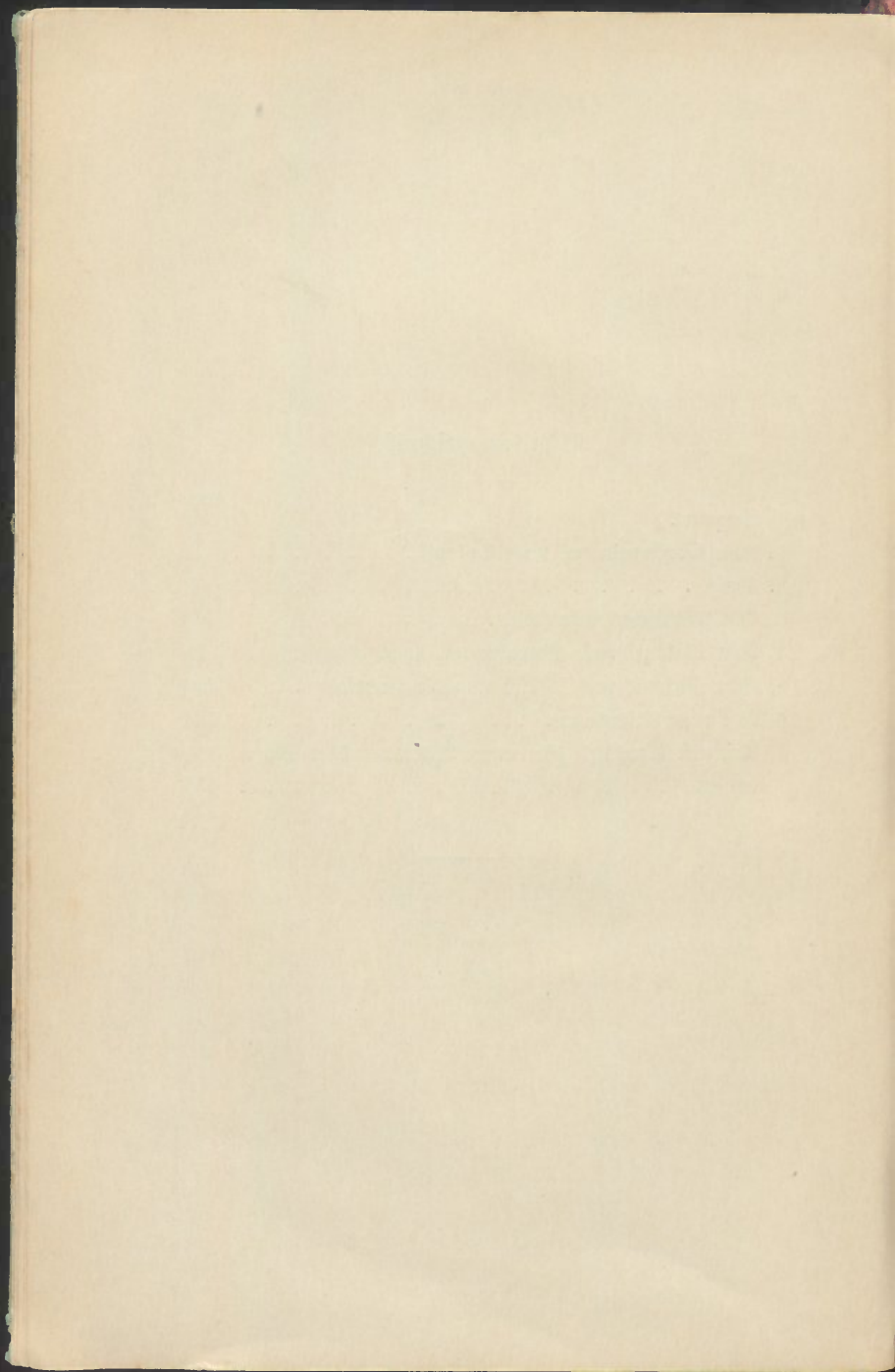
## Inhaltsverzeichnis.

---

	Seite
Vorwort.	
1. Von Constantinopel nach Salonik . . . . .	1
2. Pella . . . . .	17
3. Ein historischer Streifblick . . . . .	48
4. Von Salonik nach Monastir . . . . .	75
5. Von Salonik nach Üsküb und die Heimkehr . . .	114
6. Die neue Eisenbahn . . . . .	134
7. Notizen, betreffend die neuere Litteratur über Mace- donien . . . . .	153

---





## Vorwort.

Welches Soldatenherz sollte sich nicht mächtig angezogen fühlen, bei dem Gedanken, durch die Gefilde Macedoniens streifen zu können und einmal an der Stätte zu stehen, wo Alexander, der größte aller Feldherrn, die je gelebt, das Licht der Welt erblickte.

Zehn Jahre hat es gedauert bis mir dieser Wunsch, den ich schon in den Orient mitbrachte, erfüllt ward. Erst eine Zeit völliger Freiheit gewährte mir die so lange ersehnte Gelegenheit dazu. Sie war knapp genug bemessen, und was ich hier der Oeffentlichkeit vorlege, ist keine erschöpfende Darstellung des Landes, sondern nur die Aufzeichnung von Eindrücken und Betrachtungen, wie sie sich dem Beschauer während eines kurzen Ausflugs unwillkürlich aufdrängen. Immerhin werden sie dem gründlicher Forschenden einen nützlichen Anhalt für seine Arbeit gewähren und dem halbvergeffenen Lande, dem eine große und vielleicht nahe Zukunft bevorsteht, wieder allgemeinere Theilnahme zuwenden.



Ein besonderer Anziehungspunkt war für mich die im Entstehen begriffene Eisenbahn von Salonik nach Monastir, welche das Herz Macedoniens dem Weltverkehr demnächst wieder eröffnen soll. Sie ist das Werk einer deutschen Gesellschaft, und die oberste Leitung des Bau's liegt gleichfalls in deutscher Hand. Deutsche haben in der Entwicklung des orientalischen Eisenbannetzes eine hervorragende Stellung errungen, und es schien mir eine patriotische Pflicht, den Landsleuten in der Heimath davon zu berichten, wenn auch die Sache selbst abseits meines eigenen Berufes und Wirkungskreises liegt.

Constantinopel, November 1893.

Der Verfasser.



I.

Von Constantinopel nach Salonik.

Ein Ausflug war es im echten Sinne des Wortes; denn am 31. Mai landete ich im Hafen von Salonik, am 8. Juni schiffte ich mich ebendort wieder ein, und inzwischen hatte ich die neue macedonische Hauptstadt, die chalcidische Halbinsel, die Ruinen von Pella, das Land bis Monastir und bis Usküb hin gesehen und einen ziemlich vollständigen Ueberblick über dies merkwürdige Gebiet erhalten, welches bestimmt ist, in der Geschichte einer vielleicht nicht allzu fernern Zukunft eine bedeutende Rolle zu spielen. Von Rast und Ruhe konnte inzwischen natürlich nicht viel die Rede sein und ich mußte eine Reiseumethode einschlagen, welche eine türkische Zeitung gewiß nur der orientalischen Toleranz und Milde zu Liebe mit der Nachricht hat kennzeichnen wollen „ich sei in Salonik krank geworden.

Am 29. Mai 5 Uhr Nachmittags verließ der Nilo, ein Dampfer der Gesellschaft Florio und Rubattino, den Hafen von Constantinopel. Drohende Gewitterwolken

v. d. Goltz, Macedonien.

standen über der alten Kaiserstadt und ein kurzer Regenschauer feuchtete, die Luft erfrischend, das Deck, als wir langsam aus dem goldenen Horn um die Serailspitze herum in das Marmarameer bogen und das so oft gesehene, so oft geschilderte und immer wieder von neuem bewunderte Panorama der Metropole des Ostens hinter uns untertauchen ließen. Ein schöner Abend folgte. Sonnenblicke lagen hell auf Meer und Klüfte und ließen auf der uns nahen Bulwer-Insel die Bauten deutlich erkennen — von fern gesehen, Schlösser im Windsorstil, in der Nähe betrachtet, nur noch Ruinen, die letzten Zeugen der wunderlichen Launen eines wunderlichen Mannes. Dunkelblau thürmten sich dahinter die Berge der asiatischen Klüste auf; fern am Horizonte tauchten erst matthellgrau Palolymnos, dann der Kapudagh und die Marmara-Inseln auf. Endlich lag fast das ganze Meer in der durchsichtigen Luft des Südens wie ein Binnensee vor uns. Dann trat die Dämmerung ein, die sich weit schneller herabsenkt, als bei uns im Norden; doch erhellte der Mond die Nacht und machte die Promenade auf dem weitgestreckten Deck des Nilo doppelt angenehm. Mit den mir nahe befreundeten Leitern des macedonischen Eisenbahnbaues wandelte ich in lebhaftem Gespräch über die Zukunft dieses Unternehmens und des Landes, das uns Allen zur zweiten Heimath geworden, auf und ab. —

Ein prachtvoller Morgen erweckte uns in den Daranellen. Von allen Seiten tönten die türkischen Hornsignale der Reveille aus Kasernen und Vertheidigungswerken. Die Berge zu beiden Seiten der Meerenge lagen noch im blauen Dufte verborgen; hier und dort an ihrem Fuß sah man die Zeltreihen eines Truppenlagers. Im Schatten auf der asiatischen Seite dehnte



sich die hübsche Stadt Tschanak Kaleffi\*) mit ihren Häusern und Magazinen aus; vor derselben an der engsten Stelle erheben sich die grauen Thürme und Mauern der Dardanellenschlösser, die Feldmarschall Moltke noch als bedeutende Bollwerke schildert, die aber heute ihre Bedeutung schon verloren haben. Darunter strecken sich flach am Strande die modernen Batterien hin, mit ihren 10, ja 12 Meter langen Feuereschlünden, welche bestimmt sind, auf nächste Entfernung Centnergewichte von Stahl und Eisen gegen die feindlichen Panzerkolosse zu schleudern. Wir treiben heute alles im großen Stil und das Rüstzeug unserer Väter erscheint uns bereits als ein harmloses Spielwerk. Der Abstand, welcher in der Entwicklung des Kriegswesens die Gegenwart von der Mitte unseres Jahrhunderts trennt, ist weit größer, als derjenige, welcher zwischen dieser und der Erfindung des Schießpulvers liegt, der Zeit, da die „faule Crete“ die Burgen des märkischen Adels brach.

Das Schönste in unserer Umgebung war, wie immer, das tiefblaue Meer und der lichte Himmel, der sich darüber wölbte, während der Frühling den Strand in frisches Grün gekleidet hatte. Vor uns setzte sich ein stolzer russischer Dampfer, der eben seinen Anker gehoben, in Bewegung. Langsam wendete er, in elegantem Bogen, um unser Bugsprit und nahm seine Richtung nach Stambul. Gleich darauf besetzte ein nicht minder großer Franzose seinen Platz. Hinter ihm fuhr ein Grieche von bescheidenen Dimensionen an uns vorüber, gefolgt von einem schwerbeladenen englischen Lastschiff und so gaben uns wenige Minuten ein deutliches Bild von dem lebhaftesten Verkehr, der sich durch diese Meerenge nach dem Osten

---

\*) Auch Kaleh-i-Sultanie (Sultanstraße), von den Europäern meist schlechtweg Dardanellen genannt.

bewegt. Weiße Wasservögel wiegten sich auf der Fluth und sahen dem gewohnten Schauspiel so ruhig zu, daß man geneigt war, sie für Schaumflocken zu halten, bis sich einer von ihnen plötzlich mit leichtem Flügelschlage und einem gedehnten klagenden Schrei erhob, während blizende Wassertropfen von seinem Gefieder ins Meer zurückfielen.

Nach mehrstündigem Aufenthalt setzte sich der Nil wieder in Bewegung. Auf der asiatischen Seite sind die Berge höher und vielgestaltiger, zum Theile auch belaubt; große Dörfer liegen an ihren Hängen; auf der europäischen begleiten uns kahle Plateaux. Fern öffnet sich zwischen den niedrig auslaufenden Küsten der Blick ins ägäische Meer. Endlich erkennen wir die Stelle, wo Ilion lag und wo der Skamander durch sein flaches Thal fließt. Dort ist der Strand, auf dem Griechen und Trojaner den alten Kampf zwischen Freihandel und Schutz Zoll zum ersten Male ausfochten. Wenn es scharf aus den Dardanellen herausweht, kann man noch heute zahlreiche hochschnabelige, den Schiffen der Alten sehr ähnliche, Boote sehen, die, unter Troja auf den Strand gezogen, günstigen Wind erwarten. Im Alterthum waren die Verhältnisse nicht anders. Da mögen Hektor's unternehmende Landsleute wohl auf den Gedanken gekommen sein, von den Wehrlosen einen Strand- und Warte Zoll für den Eintritt in ihr Gebiet zu erheben, gelegentlich auch einmal ein paar vereinzelte Schiffe auszuplündern, bis endlich sich alle Stämme der handeltreibenden Griechen zusammethaten, um das Raubnest auszunehmen. Das geschah denn, und Homer besang uns die That — einer einfachen Strafexpedition das poetische Gewand eines großen Nationalkrieges gebend.

Bei der Ausfahrt begegnen wir den aus der Dicht-

tung wohlbekannten Inseln. Zur Linken Tenedos, wo der Griechen Schiffe lagen zur Rechten Imbros, langgestreckt und bergig. Anscheinend ist es unbewohnt; doch liegen größere Orte mit mittelalterlichen Bauten im Innern. Die Bewohner zogen sich von der Küste dorthin zurück, aus Furcht vor den Corsaren, deren Handwerk noch zu Anfang dieses Jahrhunderts in voller Blüthe stand. Imbros wird gelegentlich von den fremdländischen Jagdliebhabern der Hauptstadt besucht, welche es landschaftlich als recht anziehend schildern. Samothraki ist die höchste aller griechischen Inseln,<sup>\*)</sup> ein einziger, steil aus dem Meere aufstrebender Felskegel von mehr als 5000 Fuß. Seine Spitze hüllte sich lange in Wolken, und erst als wir an Imbros vorüber waren, auf Rhinno zu steuernd, entschleierte sich der gewaltige Felsblock ganz, jetzt lichtblau mit hellen Flächen erscheinend, welche bei der Spitze schmal beginnen und allmählig breiter zum Meere hinabfallen, von dunklen Schatten getrennt. Diese bezeichnen die Schluchten, welche reich an wilder Romantik sein sollen. Dort war es, wo König Philipp von Macedonien einst bei der Mysterienfeier, die alljährlich hier begangen ward, die junge Olympias kennen lernte, des Molosserkönigs Neptolemos Tochter, aus dem Geschlechte Achill's. „Schön, verschlossen, voll tiefer Gluthen, war sie dem geheimnißvollen Dienst des Orpheus und Bakchos, den dunklen Zauberkünsten der thracischen Weiber eifrigst ergeben. In den nächtlichen Orgien, so wird berichtet, sah man sie vor Allen in wilder Begeisterung, den Thyrsos und die Schlange schwingend durch die Berge stürmen. Ihre Träume wiederholten die phantastischen Bilder, deren

<sup>\*)</sup> Abgesehen von den auf Creta liegenden Gebirgen.



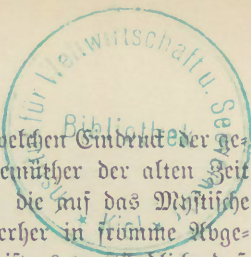
ihr Gemüth voll war; sie träumte, so heißt es, in der Nacht vor der Hochzeit, es umtose sie ein mächtiges Gewitter und der Blitz fahre flammend in ihren Schoß, daraus dann ein wildes Feuer hervorbreche und in weiter und weiter zehrender Flamme verschwinde.“ \*) Sie ward König Philipps Gemahlin und die Mutter des großen Alexander, der, wie der Traum vorhergesagt, den ungeheuren Weltbrand entzünden sollte, der alle Staaten des Ostens verzehrte. —

Geräuschlos gleitet der Nilo weiter und schiebt die Fluth vor sich sanft auseinander. Rückwärts gewendet sieht das Auge den Ida langsam verschwinden, von dem aus die Götter den Kämpfen ihrer Lieblinge zuschauten, und der sich in der Frühe nicht hatte blicken lassen wollen. Kleinere Inseln tauchen zur Linken auf, graublau und schattenhaft. Dann fahren wir am Nachmittage an der kahlen, aber vielgliederigen Küste von Limnos entlang, einem Gewirr von Bergrücken und Kuppen, und erkennen endlich vor uns, in einer Wolkenmasse nach und nach deutlicher erscheinend den Monte Santo, uns bekannter als Berg Athos. Er ist wie Samothraki ein riesiger Felsblock, der steil vom Meere mit schroffen, zackigen Formen zu einer kühnen Spitze mehr als 6000 Fuß emporsteigt. In der Höhe unterscheidet man Wälder und Schneefelder; doch bleiben uns die Klöster, die er trägt, lange unsichtbar. Nur mit Hülfe unserer Gläser entdecken wir endlich ihre weißen Mauern über abstürzenden Hängen. Allmählich treten auch auf den Bergspitzen andere Bauten hervor, die wir anfangs für zackiges Gestein hielten. Dazwischen zeichnen sich dunkle Schluchten

---

\*) Droysen, Geschichte Alexander des Großen, Gotha 1880, S. 54.





ab. Vollkommen begreift man, welchen Eindruck der gewaltige Berg auf die schlichten Gemüther der alten Zeit gemacht haben muß, und wie er die auf das Mystische gerichteten Seelen bewog, sich hierher in fromme Abgeschiedenheit zurückzuziehen. Auch ist es verständlich, daß Kerges sich scheute, dies klippenreiche, gigantische Vorgebirge zu umschiffen.

Lange Zeit lagerte um die Mitte des Athos eine Wolkenschicht, und auch sein Haupt war mit einer düstern Kappe bedeckt; aber er war freundlicher gesonnen als Samothraki; denn als wir am Kap Drapano vorüberfuhren, hatte er sich ganz entschleiert, so daß wir die schlanke Spitze deutlich erkennen konnten, welche eine Kapelle mit Kreuz trägt. Nur ein kleines Wölkchen schwebte wie eine weiße Flocke darüber.

Bei Sonnenuntergang waren wir an den drei langen Fingern, welche die chalcidische Halbinsel ins Meer hinausstreckt, vorüber. Die dritte, die von Kassandra, ist wellig und wohlangebaut. Sie lag jetzt dunkel, fast schwarz uns zur Seite; die zweite, Drapani, schob sich für den rückwärts gewendeten Blick tiefblau weit ins Meer hinaus, und darüber erhob sich in der Ferne leicht violett der Athos. Die Küste Thessaliens tauchte im Westen auf und nur in der Gegend des Olymp lag eine dunkle Schicht von Wetterwolken über dem Meere. Dieses erschien am Horizonte fast weiß und spielte gegen unser Schiff hin, erst in lichteres dann dunkleres Blau, dann in Violett über, auf dem der Widerschein der Abendsonne wie Tausende von leuchtenden Kupferplättchen glitzerte. Man sagt, der Süden sei nicht schön, nur der südliche Himmel sei es, und in der That ist es oft nur eine graue und einförmige Landschaft, welche uns durch die wunderbaren Farbeneffekte paradiesisch verklärt wird.

Auf dem Mitteldeck hatten sich türkische Familien eingerichtet, denen der alte Nomadeninstinkt bei solchen Gelegenheiten trefflich zu Statten kommt. Zelttücher waren ausgespannt, darunter Teppiche gebreitet und Kissen aufgeschichtet. Der Klang einer Guitarre und melancholische Weisen schallten von dort zu uns herüber, leiser und leiser und endlich ganz verstummend wie die Unterhaltung auf dem Hinterdeck, so daß nur das Flüstern des Wassers um die Seitenwände und um die Schraube des Schiffes noch zu hören war.

Früh morgens erwachten wir im Hafen von Salonik. Nebel lag noch unten über der Stadt; aber schon waren die höher gelegenen Theile derselben sichtbar. Amphitheatralisch steigen sie am Bergabhange empor, der droben von Mauern, Thürmen und der einstmals gewaltigen Citadelle gekrönt wird. Die Lage fesselte unseren Blick mehr als wir erwarteten; denn Salonik steht im Rufe, nicht schön zu sein. Zur Rechten der Stadt im Südosten erhebt sich eine stattliche Bergmasse, der Chortatsch oder Hortiatschdagh, mit doppeltem, felsigem und waldumhülltem Haupte. Von diesem an 4000 Fuß hohen Gipfel streckt sich westlich ein Bergzug hinab, an dessen äußerstem Ende, im Hintergrunde des thermäischen Golfes Salonik gelegen ist. Nicht nur auf dem Rücken entlang, sondern von dort aus an den beiden Ecken, von der Höhe gradlinig zum Meere hinabsteigend, laufen stattliche, zum Theil noch gut erhaltene, zinnengekrönte Mauern. Früher setzten diese sich auch am Strande fort, so daß ganz Salonik, ähnlich wie Antiochia, zwischen hohen Mauern, von der Citadelle beherrscht, am Abhange aufstieg und einen ungemein festen Platz bildete. Hierdurch erklärt es sich auch, daß Thessalonike lange Zeit hindurch einen Herzogs- und vorübergehend im 13. Jahrhunderte unter

Theodoros Angelos Komnenos und seinem Sohne Johannes selbst einen Kaiserthron tragen konnte.

Heute sind die Mauern am Strande verschwunden. Ein breiter Quai zieht sich dort hin, über den eine Pferdebahn von einem Stadtende zum andern führt. Im Südosten und Nordwesten quillt das heutige Salonik über seine alte Umfassung hinaus und streckt sich weiter am Ufer hin. Dort ist es eine freundliche Villenstadt, Kalamaria, die sich mehr und mehr bevölkert und namentlich im Sommer die wohlhabenden Leute anlockt. Hier ist es das Bahnhofsviertel. Es schließt sich mit neuen Straßen, Fabriken, Gärten, einer Brauerei und allerlei Magazinen und Niederlagen eng an die Stadtmauern an. Beide Vorstädte sind da, wo die Mauern auf das Meer treffen, durch ein größeres Bollwerk von der inneren Stadt getrennt; bei Kalamaria ist es der weiße Thurm, der auch den Namen Kan Kulesi, der Blutthurm, führen soll, gegen den Bahnhof hin ist es Tophané, das türkische „Kanonenhaus;“ — dieses wie jener aber sind ursprünglich byzantinische oder venetianische Anschlußwerke der Stadtbefestigung am Meeresufer gewesen, ganz wie das berühmte Zedikuló bei Constantinopel.

Vom Kan Kulesi aus steigt vor den Mauern ein moderner breiter Boulevard gegen die Citadelle empor. Er verdankt der industriellen Thätigkeit der Civillistenverwaltung seinen Ursprung, die hier stattliche Wohnhäuser und hübsche Anlagen entstehen ließ. An diese Herkunft erinnert sein stolzer Name „Boulevard Hamidié.“ Auch im Innern ist jetzt ein modernes Stadtviertel im Bau begriffen. Es füllt die weite Lücke aus, welche die große Feuersbrunst vor drei Jahren in die Stadt riß. An 800 Häuser brannten damals nieder und heute entstehen auf ihren Trümmern breite Straßen mit massiven



geräumigen Wohngebäuden und ansehnliche öffentliche Bauten, die denen keiner europäischen Stadt nachstehen. So hat das Unglück fördernd gewirkt, denn es beseitigte den alten, engen winkligen und ungesunden Kern von Salonik. Auch für den Alterthumsforscher hat der Brand hier und da seine guten Seiten gehabt, da er verborgene Sehenswürdigkeiten ans Tageslicht förderte, wie bei der alten Aja Sofia, die sich noch bis ins 17. Jahrhundert hinein als christliche Kirche behauptet haben soll, um erst dann zur Moschee umgewandelt zu werden. Hier befreite er nämlich den Bau von neueren Zuthaten und machte die ursprüngliche Form und Ausschmückung wieder sichtbar. Die Gestalt des sich zum Himmel erhebenden Heilandes, ehemals in Mosaik, und, in einer Seitenkapelle, die zuletzt als Wohnung des (Schodja\*) diente, in früher zugemauerten Nischen, Freskobilder, das Abendmahl und die Verkündigung darstellend, kommen zum Vorschein. Ein Portikus, von 8 Säulen getragen, trennt die Moschee von dem Platanenbeschatteten Vorhof. Er steht auf Marmorstufen, die früher, ehe die Flammen verzehrend darübergingen, von Gras und Unkraut verdeckt gewesen. Die oberste Stufe trägt eine zuvor unbeachtete türkische Inschrift, daneben einen Strich, genau unter einer der Säulen. „Von diesem Striche an bis zu dem Striche, der sich unter der 7. Säule gegenüber befindet, ist ein *dönüm*“ (türkisches Längen- und Flächenmaß). Eine andere Zeile sagt dann: „Dies ist das Maß des aus der Hauptstadt vom Schatzamte gesendeten *dönüm*“ —, gewiß eine praktische Methode, ein neueingeführtes Maß Jedermann geläufig zu machen.

---

\*) *dja* wird wie *dscha*, nur weicher ausgesprochen, dem französischen ähnlich.



Alterthümer und Sehenswürdigkeiten Salonik's sind genug besucht und beschrieben. Wundern werden sich Kenner der Stadt, wenn sie den berühmten römischen Triumphbogen in der Hauptstraße, dessen Reliefbilder einen Tigris-Übergang darstellen, „alla turca“ modernisiert und verschönert wiederfinden. Aber den Belédié-Reis\*) von Salonik ließen die Vorbeeren anderer Würdenträger, die Aehnliches gethan, nicht schlafen. Er fand, daß der alte Bau gar zu häßlich ausfähe, und daß man, da so viel Fremde kämen, um ihn zu befehen, durchaus etwas dafür thun müsse. Also ließ er die Reste des römischen Bogens, welcher sich über den verzierten Pfeilern wölbte und eingestürzt ist, ringsherum sauber mit Cement verkleiden und rotbraun streichen. Nun werden die Franken sich freuen und staunen, wieviel Ordnung und erhaltender Sinn im alten Thessalonike herrscht. Erwähnt sei, daß die durch den Bogen führende Straße, nicht, wie man allgemein annimmt, die Via Egnatia der Römerzeit ist, sondern daß diese, nach neueren Ermittlungen, die Stadt nur am Nordwestende berührte und dann weiter ihre Richtung gegen Byzanz verfolgte.

Der Eindruck, den Salonik beim ersten Betreten macht, ist keineswegs unfreundlich. Reges Leben und Treiben herrscht am Quai. Pferdebahn- und Omnibuswagen gehen hin und her; Lastfuhrer und Tragthiere, mit Ballen beschwert, ziehen an uns vorüber. Kaffeehäuser und Restaurants, mit Inschriften in allen Zungen, öffnen ihre weiten Hallen, in denen während der Morgenstunden ein allgemeines Rendez-vous stattfindet, wo man seinen Kaweh schlürft, den Nargileh raucht, Zeiten und

\*) Chef der Municipalität.

Geschäfte bespricht und den Blick über die weite Meeresfläche des Golfs schweifen läßt, hinter dem der thessalische Olymp seinen 9000 Fuß hohen Rücken mit leuchtenden Schneefeldern erhebt. Es ist ein schöner Anblick, der freilich zur Sommerszeit sehr von der Hitze beeinträchtigt werden mag. Für gewöhnlich erhebt sich gegen Mittag der mildernde Zmbad, der Seewind, und drückt die Temperatur herab. Freilich überschüttet er oft den breiten Quaigang mit dem Sprühregen seiner Spritzwellen. Augenblicklich war das Treiben durch die lebhafteste Bau- thätigkeit auf der großen Brandstätte von 1890 noch bunter und rühriger als gewöhnlich gemacht. So gewährte mir denn Salonik auch keineswegs das Bild einer alternden und verfallenden, sondern vielmehr das einer rüstig aufstrebenden, für den Orient stark modernisirten Stadt.

Diese hat an 120,000 Einwohner, und man möchte hinzufügen: „darunter 130,000 Juden.“ Die Juden sind und bedeuten hier Alles. Sie sind Landwirth, Kaufleute, Unternehmer, Banquiers, Kommissionäre, Geldwechsler, Handwerker, Arbeiter, Lastträger, Fuhrleute, Barkenführer u. s. w. Vom Augenblick des Einlaufens in den Hafen ab umgeben sie uns und wir gewöhnen uns bald daran, Alles durch sie gethan zu sehen. Sie gehören der spanischen Race an, die einst im türkischen Reiche Aufnahme fand. Wie es gekommen, daß sie sich gerade hier in so großer Zahl versammelten, ist mir unbekannt. Jedenfalls beherrschen sie zur Zeit die Lage vollkommen, und man merkt es ihnen deutlich an, daß sie sich ihrer bevorzugten Stellung durchaus bewußt sind. Sie haben nichts von der Unterwürfigkeit, die man so oft im Norden und Osten Europas bei ihren Glaubensgenossen findet, und das kennzeichnet sich schon

in ihrer ernstern Haltung. Die meisten sind hochgewachsen; viele übrigens rothblond. Sie sollen durchaus energisch, ja selbst streitbar und händelsüchtig sein, wie man es auch an den spanischen Juden Konstantinopels erfahren kann. Mit den türkischen Behörden finden sie sich gut ab und fühlen sich unter der osmanischen Herrschaft wohl; ja selbst erobernd sind einzelne Kolonien schon in die Provinzialstädte vorgedrungen. Zum großen Theil haben sie die spanische Muttersprache mit vielen levantinischen Zuthaten und ebenso, zumal die Frauen, eine Art Nationaltracht bewahrt, die sich nur wenig nach der bulgarischen gemodelt zu haben scheint. Sehr stattliche Erscheinungen fehlen nicht. Einige der reichsten jüdischen Familien sind, wahrscheinlich um in einer Stunde der Bedrängniß ihren Besitz zu retten, zum Islam übergetreten. Man bezeichnet sie als „dönme“, wohl vom türkischen Zeitwort dönmek = umkehren. Unter ihnen finden sich die bedeutendsten Namen Salonik's, wie der des bekannten Großgrundbesizers und Unternehmers Hamdy Bey. Ihre Frauen, die man Abends auf der Promenade von Kalamaria sehen kann, tragen natürlich die türkische Gewandung, aber ein wenig freier, als sonst die Türcinnen und mit einer gewissen europäischen Koketterie, die uns versucht, den Ausdruck „fesch“ anzuwenden. Der Kolonie der spanischen Juden von Salonik gehört auch die Familie Alatini an, Inhaberin des bekannten Welthandlungshauses.

Eine ganz treffende Bemerkung schien mir zu sein, daß man unsere heimischen Philo- und Antisemiten nach Salonik schicken solle, wo, an der Stätte, an welcher sich das Judenthum fast ungehemmt hat entwickeln können, Beider Auffassungen sich mildern möchten. Die ersteren würden durch den Uebermuth, die Intoleranz und Selbst-



sucht mancher der reichen von ihrer Vorliebe, die zweiten durch die Arbeitsamkeit und Thätigkeit vieler der unbedeutendsten Juden von Salonik von ihrem Abscheu geheilt werden. —

Ich hatte mich bei der Ankunft in Salonik von meiner Reisegesellschaft trennen müssen. Unsere Geschäfte führten uns dort verschiedene Wege. Besuche füllten einen großen Theil des Tages aus. Gegen Abend folgte dann noch ein Spaziergang zur Citadelle hinauf, deren Stätte einst die Akropolis von Thessalonike trug. Dieser folgten Römerbauten, über denen die Venetianer die ihren aufthürmten. Was man heute sieht, rührt zum großen Theile von ihnen her. Die Türken haben an Thürmen und Mauern nur einzelne Ausbesserungen und Verstärkungen vorgenommen. Sehr eigenthümlich sind die Zinnen, die auf der, den rückwärts gelegenen Höhen zugekehrten Seite noch eine aufgemauerte Planken-Schutzwehr haben, welche bestimmt war, die Vertheidiger gegen die von dort her den Wallgang entlang fliegenden Pfeile zu schützen. Das ganze war einst ein bedeutendes Bollwerk, ohne welches die Stadt nicht fallen konnte. Drei Umfassungen trennen den innersten und höchsten Theil, der die eigentliche Burg trug, von jener. Die Burg ist heute ein Gefängniß und zu solcher Bestimmung im Innern umgebaut. Ein buntes Gewühl begegnete uns dort, selbst einige Frauen sahen wir, vielleicht Insassen, vielleicht nur Besucherinnen. Der Verkehr zwischen Aufsehern, Wächtern und Gefangenen schien kein rauher zu sein; ein Berliner hätte das Ganze vielleicht ein „fideles Gefängniß“ genannt, aber es herrschte dennoch ziemlich viel Ordnung, Disciplin und Sauberkeit in den engbevölkerten Räumen. Die Vorhöfe machten einen weniger günstigen Eindruck. Muhadjir's, Flüchtlinge aus den



abgetretenen Provinzen und Zigeuner sind dort angesiedelt und es soll nicht rathsam sein, ohne polizeiliche Führung dahin zu gehen. Der östliche Eckthurm der Citadelle, der leicht auf äußeren Stufen zu ersteigen ist, bot uns am Ende unseres Besuchs eine prachtvolle Aussicht auf die zu den Füßen liegende, vom Schleier des Abends langsam verhüllte Stadt, den weiten Golf und den Olympos, dessen Schneefelder von der untergehenden Sonne roth erglühten.—

Dort nahm ich einstweilen Abschied von Salonik; denn am nächsten Tage schon sollte es nach den Ruinenstätten von Pella weitergehen. Der Zug nach Topschin, bis wohin man die Eisenbahn benutzen kann, verläßt um 5 Uhr 10 Min. früh morgens Salonik. Ich wollte aber die Expedition gleich unternehmen; denn die Türkei ist das Land par excellence, wo stets etwas „dazwischen kommt“, wenn man erst anfängt, aufzuschieben.

Durch die Freundlichkeit des Herrn Betriebsinspector Steiner, der gegenwärtig den Verkehr auf beiden Linien nach Monastir und nach Uesküb leitet, hatte ich schon in den Morgenstunden alle Vorbereitungen treffen können, und ebenso durch den Ingenieur der Bahnverwaltung, Herrn Hochgratzl, schätzenswerthe Auskunft über die Lage von Pella und eine Karte der Gegend erhalten, die er selbst auf Grund der österreichischen Aufnahme entworfen hatte.

Auf anderem Wege war in Salonik selbst nicht viel über die alte macedonische Hauptstadt zu erfahren. Ich mußte zu diesem Behufe erst nach Constantinopel zurückkehren, wo ich leider vorher die werthvolle Bibliothek des Museums aus Zeitmangel nicht hatte besuchen können. Wer vermag auch stets, ehe er eine unerwartet sich darbietende Reisegelegenheit benutzt, Alles zusammenzutragen,

was an Büchern über sein Reiseziel schon vorhanden ist. Die beiden Universalmittel des gewöhnlichen Sterblichen, die überall zur Hand sind, „Meyer's Konversationslexikon“ und „Meyer's Reisebuch“, versagten fast vollkommen. Das erstere, von dem ich allerdings nur eine alte Ausgabe besaß, sagt unter „Pella“: „Alte Stadt in Macedonien, auf einer Anhöhe an einem vom Flusse Ludias gebildeten See oder Sumpf, 120 Stadien von dessen Mündung, seit Philipp Residenz der macedonischen Könige, auch Geburtsort Alexanders des Großen, ward später von den Römern kolonisiert“, — das zweite warnt nur vor Ausflügen in der Umgegend von Salonik im Allgemeinen wegen der herrschenden Unsicherheit und sagt über Pella gar nichts.





## II.

### Della.

Bald hielten wir bei der Station Topshin, eine Viertelstunde von dem gleichnamigen Dorfe. Kassim, der albanesische Kawaß des Deutschen Konsulats, in weißer koketter Justanella, über und über mit Goldstickerei bedeckt und das übliche Waffenarsenal im Gürtel, begleitete mich. Die bestellten Pferde waren natürlich nicht da. „Inschallah geledeşek“ — „will's Gott, werden sie kommen“, meinte der Saptieh, der den Bahnhof bewacht; der Zug fuhr ab und wir hatten Zeit, uns in der Umgegend umzusehen. Kein Baum, kein Strauch in nächster Nähe. Vor uns lag die weite Ebene. Dennoch war der Blick kein unschöner. Im Halbkreis ringsumher standen die Berge des macedonischen Hochlandes, fast alle noch mit weißen Häuptern, zur Linken im Südwesten, gegen die griechische Grenze hin, der Olymp mit seinen mir schon wohlbekannten Formen und ausgedehnten Schneefeldern. Kassim bestritt nun zwar, daß

v. d. Goltz, Macebonien.



es wirklich der Olympe sei. Dieser, meinte er, läge ja bei Salonik und nicht bei Toppchin; aber es gelang mir, ihn zu überzeugen. Dann folgten im Westen die Berge von Niansta, weiterhin der hohe Kaimakttschalan, der „Sahnenlieb“, wohl wegen des Schnees an seinen Hängen so genannt; gegen Nordwesten und Norden hin folgte der Gümendje\*) Balkan, auf den Karten als Pajit planina bezeichnet. Nur hinter uns im Osten schlossen niedrige Berge den Kreis. Was dazwischen lag und was wir hier mit einem Blicke überschauten, das war einst Macedonien, die Wiege des alexandrinischen Weltreiches.

Die Ausläufer des Olympos an der Westküste des Golfs sind die Pierii Montes des Alterthums. Dann folgte, wo heute die Karten den Doxa verzeichnen, der Verminius Mons und näher an Bodena, genau westlich Salonik der Mons Citarius. An dessen Nordabhänge liegt in tiefer Spalte Bodena. Dort erhob sich einst Edeffa, die erste macedonische Königsstadt. Der Kaimakttschalan und die Nidje\*\*) Planina waren ehemals Mons Bora. Von dort nach Osten zum Bardar hin an Stelle der heutigen Landschaft Meglen oder Moglena und der Pajit-planina dehnte das Almopia der alten Welt sich aus, das bis zum Bardar reichte, und diesseits desselben an seinem östlichen Ufer lag Mygdonia mit der sagenhaften Stadt Parthenopolis, welche Gereft einst gründete, der Sohn des Mygdon, um seinen unbändigen Töchtern, die nicht heirathen wollten, einen Jungfernsitz zu errichten. Dort sollen die Amazonen gehaust haben, die wilden Kriegerinnen; doch hat, wie wir sehen werden, das spätere Reich seinen Namen nicht von dieser Landschaft hergenommen.

\*) Fast wie Gümendje,

\*\*) Fast wie Nidsche, nur weicher ausgesprochen.

Die vier Flüsse, welche durch die, zwischen dem Bergs-  
rund und dem thermäischen Golf gelegene Ebene gegen  
diesen hin zusammenströmen, der Galico, der Bardar,  
der Karaasmat und der Indje Karassu, hießen im Alter-  
thum: Schedorus, Axius, Ludias, Haliacmon. Der  
Ludias, der sich in den Axius kurz vor dessen Mündung  
ergießt, durchsloß den Borboros limen — den heutigen  
See von Zenidje. Der südliche Theil der Ebene am  
Meere war das Land Bottiaea, der nördliche mit Pella,  
wo heute Zenidje Bardar liegt, das antike Emathia.\*)

Nicht viel mehr als die von uns ganz übersehene  
Ebene fand König Philipp als Herrschaft vor, zur Zeit,  
da er den Thron bestieg. An der nahen Küste und dicht  
hinter Salonik auf der chalcidischen Halbinsel, nur wenig  
Stunden entfernt, erhoben sich griechische Pflanzstädte,  
reicher und mächtiger, als sein gesamtes Gebiet. Auch  
Karaferia, das ehemalige Borrea, war schon eine athenische  
Kolonie. Drüben auf den Bergen, die so nahe erscheinen,  
daß wir alle Einzelheiten unterscheiden, saßen die Paeo-  
nier und Illyrier und bedrohten die Ebene mit ihren  
Einfällen. In dieser selbst aber machten Gegenkönige  
ihm die Herrschaft streitig. Sein Sohn Alexander indeß  
hatte, nur 30 Jahre später, schon die Grenzpfähle des  
kleinen Bauern- und Hirtenstaates bis über den Indus  
hinaus, an die Enden der damaligen Welt getragen und  
die neue Hauptstadt am fernen Euphrat errichtet. Nie  
wieder hat die Erde einen ähnlichen Aufschwung gesehen.  
„Die Geschichte kennt kein zweites Ereigniß so erstaun-  
licher Art; nie vorher und nachher hat ein so kleines  
Volk so rasch und völlig die Uebermacht eines so riesen-

\*) Th. Desdevises-du-Dezert. Geographie ancienne  
de la Macédoine.

haften Reiches niederzuwerfen und an Stelle des zertümmerten Baues neue Formen des Staaten- und Völkerlebens zu begründen gewußt.“\*)

Allah schien übrigens nicht zu wollen, daß wir abreiten sollten, denn unsere Pferde kamen nicht, und so mußten wir uns entschließen, den Marsch zu Fuß anzutreten. Auf der Straße begegnete uns dann endlich der ausgesendete Saptieh mit zwei Lastpferden kleinster Natur. Er hatte sich nicht erklären können, was wir so früh in Pella wollten und zögerte, bis er zufällig hörte, wir seien auf der Station schon angekommen. An der nahen Bardarbrücke befindet sich ein stärkerer Posten von Saptiehs, von einem Milasim (Lieutenant) kommandirt, und da man aus Kassims Andeutungen, trotz meines grauen Reisefestums, entnahm, daß ich ein Reisender „von Stande“ sei, wurden die Pferde gewechselt. Wir stiegen von den hölzernen Packsätteln, die nicht gerade bequem sind, auf einen Tschertessensattel mit weichen Riemen, und der Milasim selbst, der Generalgewaltige der Gegend, beschloß, uns die Ehre seiner Begleitung anzuthun.

Die Stätte von Pella liegt an der Chaussee, welche vom Bahnhofe von Toposchin fast genau in westlicher Richtung, quer durch die Ebene geradewegs auf den Eingang in die Hochgebirge bei Bodena zuführt, Philipp's alte Herrschaft gleichsam in zwei Theile schneidend. Zur Rechten hat man, nachdem man den Bardar überschritten, bald sanft ansteigende Höhen, die sich dem Fuß der Gebirge vorlagern, zur Linken weite Feld- und Wiesenflächen. In deren Mitte, von der Straße nicht sichtbar, weil hinter hohem Niedgras und Schilf verborgen, liegt

---

\*) Joh. Gußl. Droysen, Geschichte Alexander's des Großen. 3. Auflage. Gotha 1880. S. 3.



der See von Zenidje, ein leichtes Gewässer. Träge durchzieht ihn der Karaasimak. Meist wird diese Ebene als ein weites ungesundes Sumpf- und Morastgebiet dargestellt, doch ist das keineswegs richtig. Wir haben ziemlich wohlangebautes Tiefland vor uns, wo freilich der Lehmboden zur Regen- und Winterszeit, außerhalb der Kunststraßen, schwer durchschreitbar sein mag, aber doch der Ackerpflug des Landmanns für gewöhnlich kein Hinderniß findet. Unter Bäumen verborgen, dehnen sich zu beiden Seiten lange niedrige Dörfer aus; die Bevölkerung kann keine allzudünne sein. Eine halbe Stunde hinter dem Vardar zweigt sich zur Linken eine neugebaute Chaussee ab, die nach Karaferia führen soll. Dann hebt sich die Straße selbst ein wenig auf dem Fuß der Höhen und erreicht, eine deutsche Meile von der Vardarbrücke entfernt, den Sarfali-Han. Zu Anfang dieses Jahrhunderts lag dort ein Dorf; im Alterthum erhob sich Thynae wohl an derselben Stelle. Heute ist der Han vollkommen vereinsamt. Bald dahinter begrüßt uns zur Rechten ein Tumulus, einer jener merkwürdigen künstlichen Erdkegel, wie sie sich in der ganzen Ebene vorfinden, aber ebenso im Pirsakthale hinter Eskishehr bis gegen Angora, ja fast überall in Macedonien, Thracien und Galatien. Wir verlassen von nun ab diese Wahrzeichen nicht mehr. In Abständen von 1000 und 1200 Metern etwa, ziehen sie sich an der Straße entlang, einmal eine Dreiecksgruppe bildend, sonst vereinzelt in gerader Linie. Beim dritten Tumulus hinter Sarfali-Han etwa 800 Meter halbrechts vorwärts am sanften Hange bemerkte man am Boden liegendes weißes Gestein. „Dort ist ein Maghara“\*) erklärte mein Saptieh;

\*) Eine Grotte.

doch stand mein Sinn nicht nach Grotten, sondern nach antiken Bauwerken, nach Säulenhallen, Fundamenten und Mauerresten und ich ritt achtlos vorüber.

Zur Rechten auf der Höhe gewahrte man bald das Dorf Makilissa.

Nach der berichtigten Karte, die mir Herr Ingenieur Hochgratzl mitgegeben, befand ich mich an Ort und Stelle. Die Ruinen waren dort eingetragen. Meine Enttäuschung war indeß nicht gering. Ringsum nur Gerstenfeld oder Weide, zur Linken am See verwilderte Wiesen! In der Tiefe vor uns wurde mir unter hohen Bäumen der Banja-Han gezeigt; dort seien die Reste eines alten Bades sichtbar; auf den Feldern fände man gelegentlich alte „Timmel“-Fundamente. Der Banja-Han liegt etwa 15 Kilometer von der Vardarbrücke, 2 Kilometer weiter als Makilissa. Hinter dem Han in einiger Entfernung war ein breiter grüner Fleck von Bäumen und Gärten zu erkennen, Zenidje Vardar, der Hauptort der Ebene, ein Städtchen von 12000 Einwohnern, etwa das Tyrhus der alten Zeit.

Das Feld bis dorthin war klar zu überschauen, aber außer den Tumuli nichts irgendwie Merkwürdiges zu entdecken. Das also sollte das alte Pella sein; nichts als ein Mauerstück am Han; darum hätte man wirklich den weiten Weg nicht machen dürfen.

Endlich nahm ich, 800—1000 Meter südöstlich von Makilissa eine Stelle in den schattenlosen Feldern wahr, wo das Gestein zu Tage trat. Aus der Ferne gesehen, konnte man es für Baureste halten. In Ermangelung einer werthvolleren Entdeckung beschloß ich, dorthin zu reiten, obwohl meine Begleiter einstimmig versicherten, es sei nur einfacher Stein, und überhaupt hier nichts Anderes zu finden. Sie schlugen vor, nach Zenidje zu

reiten, wo ein gutes Kafé sei, und man einen Rej \*) machen und frühstücken könnte. Ich ließ mich indessen nicht so leicht abhalten. Merkwürdige Stufen eines marmorähnlichen Sandsteins, altem Pflaster ähnlich, eine halbrunde Vertiefung, Blöcke, bei denen man zweifelhaft sein kann, ob sie behauen, oder von natürlicher Form sind, fand ich nun wohl an der bezeichneten Stelle. Ein Bach, der jetzt trocken ist, theilt dort das Plateau, das sich sanft zur Straße hinabjunkt; und mit einiger Phantasie kann man sich hier ein altes Forum, einen Platz und Straßen denken, die allmählig vom Wasser verwaschen und halb vom Erdreich bedeckt worden sind. Aber die Sache bleibt zweifelhaft; ohne Nachgrabungen wird man schwerlich feststellen können, ob man wirklich die Spuren von Menschenwerk hier vor sich hat. Für die gesuchten „Ruinen von Pella“, der Alexanderstadt, wäre diese Entdeckung aber auf alle Fälle recht ärmlich gewesen und mit einem solchen Ergebniß dürfte ich keinesfalls umkehrer. Ich entschied mich also dafür, ins Dorf zu reiten, ein Entschluß, der namentlich den Beifall meines wohlbeleibten Mülasim fand; denn es war heiß und die Mittagszeit nahe.

„Du hast Recht“, sagte er mir, „reiten wir ins Dorf; vielleicht finden wir noch einen Alten, welcher weiß, wo Dein Pella gelegen hat.“ Und so ritten wir denn. Ich hatte eigentlich vor, mich zur Kirche zu wenden, um nach eingemauerten Säulensumpfen, Kapitälén oder andern antiken Baustücken zu forschen, aber der bessere Instinkt meines Führers, der auf Schatten, gutes Wasser, Kaffee und ein Frühstück gerichtet war,

---

\*) Ruhe, Behaglichkeit (ohne Nachdenken).



führte uns zum Konak, dem Herrenhaus, des Hadji Tahir Pascha und dies war ein günstiger Zufall.

Der Eigenthümer, nach dem das Gut seinen Namen führt, lebt nicht mehr; seine Erben, denen es gegenwärtig gehört, wohnen in Salonik oder Stambul; ein Verwandter, Hadji Mustapha Essendi, der die Wirthschaft führt und gerade eingetroffen war, empfing uns jedoch sehr freundlich und nöthigte uns, einzutreten.

Das Herrenhaus war ein echt türkischer, lustiger Bau im Schatten hoher Bäume. Eine Treppe führt in die im oberen Stock gelegenen Wohnräume. Dort trat man zunächst in eine weite, aber rings von „Kafes“ — den türkischen Fenstergittern — geschlossene Veranda, in der eine angenehme Kühle und Frische herrschte. Im Hintergrunde derselben ließen geöffnete Thüren die übrigen Zimmer sehen, alle sauber und mit weißen Strohmatte ausgelegt, im Uebrigen von türkischer Einfachheit. Ein berühmtes Geschlecht hat hier gehaust; denn Hadji Tahir stammt aus der Familie Ghavranos, welche einst von den Sultanen die umliegenden Güter zu Lehen empfing, als Lohn für die Siege des Ghazi Ghavranos, der zweimal den Skanderbeg schlug, und dessen Grab in Zenidje verehrt wird. Noch heute leben die Ghavranos — oder Evrenos — in dieser Gegend.

Der Tag war heiß, und im Hinblick auf die bisherige Resultatlosigkeit meiner Forschung, hielt ich es für nothwendig, meine Ankunft einigermaßen zu erklären, um meinen freundlichen Wirth darüber zu beruhigen, daß er keine weiteren Extravaganzen von mir zu besorgen habe. So begann ich denn meine Entschuldigungen, daß das historische Interesse an der Stätte, wo einst der große Iskender Rumi geboren sei, mich trotz der Hitze und des weiten Weges bewogen hätten, die günstige

Gelegenheit zu benutzen, u. s. w. u. s. w. Mehrfach unterbrach er den Strom meiner Rede mit einem auffordernden *hujurun — hujurun* (Bitte — bitte) und lud zur Ruhe ein. Doch als ich nicht innehielt, schnitt er mir endlich lächelnd das Wort ab: „*Aman Effendim — frenkler hep böle*“ — frei übersetzt: „Entschuldigen Sie sich doch nicht — die Franken sind ja alle so.“ —

Brod, frischer Käse, Eier, Kaffee und wunderschönes Quellwasser war *alla turca* bald aufgetragen und in der weiten schattigen Halle ruhte es sich vortrefflich beim Dohlschrei und dem Storchgeklapper aus fünf Nestern, die ich auf Haus und Wirthschaftsgebäuden beim Eintreten gezählt.

Hadji Mustapha Effendi war übrigens recht wohl von der Bedeutung des Orts unterrichtet. Er erzählte mir zudem, daß öfters Forscher diesen besucht und erst unlängst englische Ingenieure, welche im Auftrage *Samdy Bey's* von Salonik die Frage der Entwässerung des Sees von *Zenidje Bardar* studirten, genauere Untersuchungen angestellt hätten. Ob sie deren Ergebniß der Öffentlichkeit übergeben, vermochte er jedoch nicht, mir zu sagen.

Aus dem Alterthume sind uns die Beschreibungen des *Polihnius* und *Livius*\*) erhalten. *Strabon* erwähnt *Pella* im VII. Buch. Auch *Herodot* nennt schon die Stadt. In neuerer Zeit ist die Trümmerstätte vielfach besucht worden. *Ponqueville* schildert sie nach *Barbier du Bocage's* Mittheilungen, der im Februar 1817 dort war. *Prokesch* von *Osten* unternahm einen „Flug nach *Pella*“ im Jahre 1828. *Leake*, *Cousinery*, *Griesebach*

---

\*) *Smyth*, Dictionary of Greek and Roman Geography. Vol. II. *Pella*.

folgten. \*) Leider hat Heuzey nicht die unerlässlich notwendigen Ausgrabungen vorgenommen, als er im Auftrage Napoleons III., den Spuren Caesars folgend, durch diese Gegenden kam. \*\*)

Ein flüchtiger Blick in den Hof des Gutes hinab hatte mich übrigens schon belehrt, daß in Pella doch noch mehr zu finden sei, als nur Gersten- und Wickenfelder. In der Mitte des nicht sehr großen, von wilden Feigenbäumen beschatteten Platzes war der ansehnliche Stumpf einer antiken Säule aufgerichtet. Sie ragte  $1\frac{1}{2}$  Meter über den Boden empor, war nach meines Wirthes Angabe  $\frac{1}{3}$  Meter tief eingegraben, maß 142 Centimeter im Umfange und war durchweg cannelirt, wie man es in Ganzen auf orientalischem Boden selten findet. Der Stein war ein gelblicher Marmor. Wo eine solche Säule gestanden, mußten unzweifelhaft noch andere vorhanden sein.

Nach einer Stunde etwa begannen wir unsere Wanderung. Vom Dorfe und Gutschofe Makilissa senkt sich der ganz sanfte Hang nach Süden zu der fruchtbaren weiten Ebene, die bis zum Meere reicht, umgeben von ihrem Amphitheater blauer Berge. Nur eine schmale Wellenlinie schnitt heute den Olymp auf  $\frac{2}{3}$  seiner Höhe, und die klare Luft ließ die Ausdehnung seiner Schneefelder erkennen. Vor uns, auf etwa einen Kilometer Entfernung, lief die gerade breite Chaussee genau von

\*) Leake, *Travels in Northern Greece* (Cambridge 1835—41); Cousinéry, *Voyage dans la Macédoine* (Paris 1831) Griesebach, *Reise durch Rumelien und nach Brussa* 1839 (Göttingen 1841); Ritter Professor von Osten, *Denkwürdigkeiten und Erinnerungen aus dem Orient* (Stuttgart 1837).

\*\*) Léon Heuzey. *Mission archéologique de Macédoine en l'année 1861*. Paris. Firmin Didot frères.



Ost nach West durch die Getreidefelder — warmer Sonnenschein lag darüber.

Dicht nördlich des Gehöfts steht eine Tscheschme (eine Fontaine) mit einem eingemauerten Reliefstück — einer Platte mit wunderlich geschwungenen Bockshörnern darüber und dem Namen: Dionysius Megakleous. Die Schrift erschien mir noch so klar und deutlich eingegraben, daß ich glaubte, irgend ein ganz neues Werkstück vor mir zu haben; doch sahen sie schon Barbier du Bocage, Cousinéry und Prokesch an derselben Stelle. Dr. Mordtmann, unser Konsul in Salonik, einer der tüchtigsten Kenner und Forscher orientalischer Alterthümer, zur Zeit mein liebenswürdiger Gastfreund, versicherte mich, daß die Inschrift nach der Form der Schriftzeichen dem zweiten Jahrhundert vor Christo angehören müsse. Ein sachkundiger Besucher vor mir soll gerade dieses Stück sehr bewundert haben.

Wenn Ponqueville meint, die Inschrift sei verstümmelt, so irrt er. Selbst die Abbildung, die Cousinéry seinem Werke beifügt, zeigt schon, daß der Stein, auf dem sie eingegraben ist, unverfehrt erhalten blieb. Es muß sich um einen Beethoven der Epoche gehandelt haben, der nichts als seinen Namen auf sein Grabdenkmal setzte.

Weiter führte mich Hadji Mustapha zu einem ganz in der Nähe gelegenen, quadratischen Schachte, in Stein gehauen, der senkrecht in die Erde abfiel, aber leider auf 1½ Meter Tiefe schon verschüttet war. Er hat etwa einen Quadratmeter lichte Öffnung; die ehemals darüber gelegte Deckplatte war zerstört, deren Widerlager aber noch kenntlich. In den Seitenwänden sieht man deutlich eingemeißelte Vertiefungen, die augenscheinlich zum Einstimmen der Flüße beim Hinabsteigen dienten. Solche Schachte soll man auf dem Felde von Matilissa

mehrfach finden, sie bilden die Luftöffnungen unterirdischer Gewölbe. Einer davon war bei dem Versuche, ihn zu öffnen, eingestürzt und hatte den Zutritt zu einer gemauerten Gallerie gewährt.

Auf dem Gange dorthin, südlich des Dorfes, am Wege, der vom Hofe zur Chaussee führt, kamen wir erst an einem behauenen Marmorblock, dann, nur noch etwa 150 Schritt von jener entfernt, an einem zweiten vorüber, der, in einem Graben liegend, die Stelle bezeichnete, wo ein aus drei Schichten solcher Blöcke bestehendes Fundament gelegentlich aufgedeckt wurde. Es nimmt zwei Seiten eines viereckigen Baues ein, der etwa 40 Schritt lang, 20 Schritt breit war. Die beiden fehlenden Seiten wurden nicht untersucht; gegenwärtig ist das Ganze wieder verschüttet und nur der Graben bezeichnet die Stelle, wo man damals den Boden durchwühlt hat. Der von uns gesuchte Eingang in den unterirdischen Bau liegt unfern von dort, nahe an der Chaussee. Ohne Schwierigkeit gelangt man in eine offene Grube hinab, und sieht sich unten einem etwa  $1\frac{1}{2}$  Meter breiten, mannshohen, gewölbten Gange gegenüber, der leider wieder von dem durch die Regenwasser hinabgespülten Erdreich allmählig verschüttet wird. Er senkt sich in westlicher Richtung gegen den Banja-Han hin, etwa der Fluchtlinie der die Straße begleitenden Tumuli folgend. Auf dem Fußboden zeigten sich bei der Entdeckung wohl-erhaltene Stufen, deren Hadji Mustapha Effendi im Ganzen 42 auffand, ohne die Untersuchung fortzusetzen. Jetzt sind sie wieder verschüttet und da wir kein Licht bei uns hatten, auch die Zeit drängte, so mußten wir unsere Erforschung abbrechen. Merkwürdig sind die den Hauptgang begleitenden Seitengalerien, deren obere Wölbungen den Schutt noch überragen. Sie zweigen sich senkrecht

ab, folgen dann der Längsrichtung und kehren wieder im rechten Winkel zu dieser zurück. Auch ausgemauerte Gemächer hat man, nach meinem Gewährsmann, gefunden. Jedenfalls handelt es sich um einen ziemlich verwickelten unterirdischen Bau. Leider scheint keiner der sachkundigen Besucher vor mir gerade hierher gelangt zu sein.

Zunächst denkt man an Egout's, mit denen alle bedeutenden antiken Städte versehen waren, an Gänge, wie sie sich unter dem Theater von Nicæa befinden, und die zum Einführen von wilden Thieren in die Arena dienten; doch sprechen hier theils die Stufen, theils die geringe Breite dagegen. Eher könnte es sich um den Zutritt zu Katakomben und Gräberstätten handeln. Die Uebereinstimmung mit der Linie der Tumuli läßt auch an eine bedeckte Gallerie denken, welche einzelne der Vertheidigung bestimmte Stützpunkte verband. Hadji Mustapha berichtete, daß man einen der Tumuli gleichfalls eröffnet. Dabei stieß man auf einen schmalen gemauerten aber horizontalen Gang, der ins Innere führte. Am Ende desselben befand sich ein viereckiger Lichtschacht, wie der schon beschriebene. Dann öffneten sich, gerade gegenüber, zwei angemauerte Gemächer, durch eine Wand getrennt. Beider Inneres war vollkommen leer. Leider habe ich das Bauwerk nicht sehen können. Die Ausmauerung besteht nämlich überall aus großen Blöcken, von dem dort „beas tasch“ (weißer Stein) genannten Fels, den wir als groben weißen Marmor zu bezeichnen geneigt sind. Diese Blöcke sind heute, zur Zeit der Chauffee- und Eisenbahnbauten, eine gesuchte Waare. So sind sie denn auch hier, wie fast überall, herausgerissen und verkauft worden. Das Ganze fiel dann zusammen. Für die Richtigkeit der Beschreibung Hadji



Mustapha's lernte ich indessen später ganz zufällig einen „klassischen“ Zeugen in der Person des Advokaten Sachariadis aus Salonik kennen, den ich auf der Rückreise in Cavalla traf. Auch Ponqueville, Prokesch von Osten und Cousinéry besuchten einen geöffneten Tumulus und gaben abweichende Beschreibungen davon, sodaß ich nicht feststellen kann, ob es sich um ein und denselben Ort handelt. Ihnen zufolge lagen unter dem Tumulus mehrere gemauerte Kammern, durch horizontale oder auch geneigte Gallerien, ähnlich wie ich sie sah, untereinander verbunden. Bekanntlich werden die Tumuli als Gräber erklärt. Die Türken nennen sie „Tumba“. Meyer sagt unter Tumulus: „Erd-Grabhügel, s. Grabstätten, vorhistorische und Hünengräber“. Dieser Ansicht schließen sich auch die drei Reisenden an, und Cousinéry meint, daß hier die macedonischen Könige Archélaos, Amyntas und Philipp ruhen können.

Auffallend ist aber, daß danach die Großen im Alterthume wenigstens in der macedonischen Ebene, sämtlich längs der Heerstraße und noch dazu in regelmäßigen Abständen gestorben sein müssen. Unwillkürlich kamen mir die älteren türkischen Karakols in den Sinn, kleine runde Wachtthürmchen längs der Grenzen oder Straßen, diese gleichzeitig bezeichnend und schützend. Die Erdbeschüttung des massiven Unterbaus der Tumuli kann bestimmt gewesen sein, eine Signalfstation oder einen Auslug zu tragen. Als ich vor 4 Jahren im Pussakthale entlang ritt, dieselben Tumuli in ganz ähnlicher Ordnung vorfand und meinem getreuen Weiß-Tschausch die Hünengräbertheorie auseinandersetzte, machte er die bezeichnende allbekannte türkische Nein-Geberde mit dem Kopfe und sagte kurzweg: „Das war ein Karakol, d. h. ein Wachtposten, und da hat ein Zelt

darauf gestanden.“ Gelehrten Alterthumsforschern muß ich es überlassen, zu entscheiden, ob Weiß-Tschauß Recht hat oder Meyer's Conversations-Lexikon. Vielleicht darf man es beiden lassen. Zu dieser Ansicht kommt auch Dr. Weiser \*) am Ende seiner Untersuchungen. Der Umstand, daß die bei Pella aufgedeckten unterirdischen Gemächer leer waren, spricht gegen die Grabhügeltheorie. Dr. Weiser fand in einzelnen Tumuli die Reste von Pferde- und Menschenknochen. Kürzlich sind in einem beim Festungsbau von Kirklißa durchschnittenen Tumulus selbst Helme, Waffen und Geräthschaften gefunden worden, die man glücklicherweise in ihrer ursprünglichen Lage sofort photographirt und dann erst fortgeschafft hat. So wird denn die Wahrheit wohl darin zu suchen sein, daß diese „Denkmale einer mehr geahnten als gekannten Vorzeit“, wie Heinrich Barth sie nennt, nicht „entweder Gräber oder Fahnenhügel“, sondern „theils Gräber-, theils Fahren- resp. Signal- und Wachhügel“ waren. In Thracien sollen sie auch gruppenweise liegen und sich deutlich in Höhen- und Tiefland-Tumuli scheiden. Erstaunlich ist ihre große Anzahl. Dr. Weiser zählte auf einem sieben-tägigen Ausfluge im heutigen Ostrumelien von Geni Mahalle über Tschirpan, Eski Zaghra, Kezanlyk, Philippopel und zurück nicht weniger als 321 Tumuli. —

Nicht weit von der Stelle des unterirdischen Baus ist auch die Fundstätte der auf Hadji Tahir's Hof ver-setzten Säule. Griesebach sah sie dort noch stehen, in Wahrheit ein einsamer Zeuge verschwundener Pracht. Ursprünglich sollen es ihrer acht gewesen sein. Zur Zeit

---

\*) Dr. M. E. Weiser, Thracien und seine Tumuli (Separatabdruck aus Nr. 5 der Mittheilungen der anthropologischen Gesellschaft in Wien). Wien 1872. Selbstverlag.

fanden wir noch drei Säulenstücke, welche mitten im Gerstenfelde nur wenig über den Boden hervorragten. Die eine davon hatte eine sichtbare Höhe von etwa  $\frac{1}{3}$  Meter. Sie zeigte genau die Form und Stärke jener ersten höheren Säule. Die beiden andern waren leider, soweit sie sichtbar gewesen, von den Feldarbeitern zerstört; nur die Trümmer lagen noch auf ihrem Platze. Unzweifelhaft birgt die fruchtbare Erde hier den Grundbau eines antiken Tempels, den eine Ausgrabung zu Tage fördern würde. Die Geschichte nennt ausdrücklich einen Tempel der Minerva Alcideus in Pella. Auch jenseits der Chaussee gegen den See hin lag ein Säulenstück und mein Gewährsmann versicherte, daß man selbst im Wasser des Zenidje-Göl, des alten Borboros Rimen, antike Grundbauten wahrnehmen könne.

Dort im See soll die Königsburg gestanden haben, welche Livius genau beschreibt. Sie lag auf einer Höhe nahe dem Ufer, umgeben von, im Winter und Sommer unüberschreitbarem, Sumpfgelände. Von fern gesehen, glaubte man sie mit der unteren Stadtmauer in Verbindung. Erst bei näherem Herankommen erkannte man, daß sie vollständig davon getrennt sei und daß nur eine leicht zu beseitigende Brücke Stadt und Burg verband. Es war ein höchst verteidigungsfähiger Ort. Kein Gefangener, den der macedonische König dort verwahrte, vermochte zu entspringen. Auch dessen Schätze waren ebenda sicher geborgen.

Ponqueville's Beschreibung verlegt das Schloß von Pella in den oberen Theil des Dorfes Makilissa, wo er Mauerreste fand. Doch stimmt diese Annahme mit Livius' Beschreibung nicht überein. Cousinèry suchte vergeblich die Burg oder ihre Stätte, fand aber Spuren eines alten Hafens und eines Kanals. Leake's Unter-



suchung führte zum gleichen Ergebnis. Er hörte wenigstens, daß ein Kanal im Sommer sichtbar sei. Beaujour \*) sah diesen selbst. Prokeisch-Dsten und Griesebach erwähnen weder des Ortes der Burg, noch des Kanals und Hafens. Die englischen Ingenieure, welche unlängst die Entwässerung des Sees von Zenidje studirten, würden am besten über diese Frage Auskunft geben können. Auch sie sollen unter dem Wasser Fundamente entdeckt haben.

Dem Banja-Han, welcher das westliche Ende des ganzen Trümmerfeldes von Pella zu bezeichnen scheint, an der Landstraße dicht gegenüber, liegt ein hoch aufgemauertes Bassin. Es ist von quadratischer Form mit 10 Schritt Seitenlänge und jetzt noch etwa 12 Fuß tief, darunter aber mit Gestein ausgefüllt. Eine aufgemauerte Wasserleitung verbindet es mit dem dicht dahinter gelegenen Abhang; doch soll sie zum Abfluß nach einer Mühle, nicht zur Speisung dienen und meist trocken sein. — Dennoch ist das Bassin mit klarem wohl-schmeckendem Wasser gefüllt, das freilich nicht sehr kalt ist. Woher es kommt, weiß man nicht; es scheint dem Boden zu entquellen.\*\*\*) Die gewaltigen Blöcke von mehr als 1 Meter Länge und  $\frac{3}{4}$  Meter Breite verrathen im unteren Theile des Baues den antiken Ursprung; künstlich bearbeitete Steine treten mehrfach auf der Außenseite hervor. Der obere Theil ist neueren, wahrscheinlich türkischen Ursprungs. Neben der Oeffnung, durch welche nach Osten hin das Wasser lebhaft aus einem Mundstück

---

\*) Beaujour. *Tableau du commerce de la Grèce*; vergl. *Smith Dictionary of Greek and Roman Geography*. vol. II.

\*\*) Vergleiche hierüber auch Prokeisch von Osten. *Denkwürdigkeiten* III, 654.

v. d. Gölg, Macebonien.

abfließt, stehen Felsblöcke, die den Eindruck hervorrufen, als seien sie künstlich dorthin geschafft. Stufen führen zum Bassin hinauf. Etwa 100 Schritt nördlich davon, auf dem etwas höher gelegenen Felde, erhebt sich ein alter Mauerrest, der für die letzte Ruine vom Schlosse des großen Alexander gilt. Ueberhaupt ist es diese Stelle, welche dem Reisenden vornehmlich als diejenige der „Ruinen von Pella“ gezeigt wird.

Wasserbecken und Mauerrest haben der Mythenbildung natürlichen Stoff gegeben. Hier unten wohnte in uralten Zeiten ein König, der um die Tochter eines andern Königs in den Bergen warb. Aber die Schöne wurde ihm verweigert. „Meine Tochter“, so entschied der König der Berge, „kann nur das Wasser unserer Alpen trinken; dies Wasser allein erhält ihre Schönheit.“ Kaum hatte der Bewerber in der Ebene dies gehört, da machte er sich mit seinem Volke an die Arbeit und baute eine unterirdische Wasserleitung, die aus großer Ferne herkommt. Als sie vollendet war, wiederholte er seine Werbung. „Deine Tochter kann das Wasser der Berge jetzt auch in meinem Schlosse trinken“ sprach er stolz zum Könige aus dem Gebirge und führte die Braut heim, die eine große und gute Königin wurde.

Eine merkwürdige Andeutung enthält diese Sage auf eine noch heut bestehende Sitte. Die Ebene am See von Genidje scheint nicht besonders ungesund zu sein. Abgesehen von der fernigen Natur der alten Macedonier spricht auch heute noch die verhältnißmäßig dichte Bevölkerung dagegen. Dennoch sollen Fieber dort vorkommen, welche zumal die Frauen heimsuchen. Man behauptet, daß diese schon in zweiter Generation ohne Nachkommen bleiben, daher ist denn jeder sorgsame Familienvater darauf bedacht, seine Söhne mit Frauen

aus dem nahen Gebirge zu vermählen. Nun kann nicht ein Jeder leicht fort von Haus und Hof. Alljährlich ziehen daher Vertrauensmänner der Ebenenbewohner fort, um unter den Töchtern der Berge Umschau zu halten, und es entwickelt sich ein in allen Ehren gehandhabter Mädchenhandel, der mit rechtlich geschlossenen und festlich begangenen Hochzeiten endet. So wird die Bevölkerung der Ebene, die nun, Dank ihrem Vorfahr, auch das Wasser der Berge besitzt, auf ihrer Höhe erhalten.

Cousinéry, der französische Generalkonsul in Salonik war, erzählt von der gleichen Sitte, die zu seiner Zeit noch in viel größerem Umfange bestanden zu haben scheint. Junge Männer zogen danach vor der Erntezeit in die Berge hinauf bis zum hohen Perindagh und kamen an der Spitze anmuthiger Mädchenschaaren zurück, die sich zunächst in den Städten zerstreuten, sich bei Spiel und Tanz vergnügten, frei in die Häuser eintraten, zumal, wo ein Spiegel zu finden war, und in Gesellschaft im Freien lagerten. Nach einigen Tagen wurden diese Naturkinder dann in die Fermes der türkischen Agha's und Bey's zur Erntearbeit vertheilt. Viele kehrten am Ende derselben nicht mehr in die Heimath zurück, sondern verheiratheten sich, wie auch noch heute, mit ihren Arbeitgebern oder deren Söhnen und Verwandten. Einmal traf Cousinéry selbst einen türkischen Agha zwischen zwei hübschen jungen Bulgarinnen, die Rakiflasche vor sich, die Flüße in kaltes Wasser gestellt, da dies angeblich den Raki verhindere, zu Kopfe zu steigen. Der forderte ihn sogar ohne Umstände auf, sich bei ihnen niederzulassen und der vierte in der lustigen Compagnie zu sein. Leider vergißt Cousinéry anzuführen, ob diese anticipierte Befolgung der Aeneid-Nur sich bewährt hat oder nicht, was für alle Rakitrinker im Orient von Wichtigkeit wäre.



Am Ende finden wir gar, daß der einst so verläumdete Herodot auch hier wieder treu berichtet. Er erzählt schon, daß in Thracien Vielweiberei herrschte und den Mädchen erlaubt war, frei in die Fremde zu ziehen, um ein Unterkommen und einen Mann zu finden, während man die Frauen streng bewachte. Nach dem Tode des Mannes vereinigten sich die Leidtragenden und wählten unter seinen Frauen die treueste und tugendhafteste. Alle Versammelten beglückwünschten sie und führten sie ans Grab. Dort ward sie vom nächsten Anverwandten umgebracht und mit dem Todten begraben, um ihre Treue zu besiegeln.

Die zweite Sage knüpft sich an den Mauerrest auf der Höhe und ist weniger anmuthig als die von der glücklich gewonnenen Königstochter. Das Schloß, dessen Stelle er bezeichnet, stand noch in den Zeiten nach der türkischen Eroberung da, als ein Pascha mit vielen Truppen und Kanonen vorüber zog. „Wem gehört das Schloß dort?“ fragte er erstaunt. „Das ist das Schloß des Iskender Rumi.“\*)

„Wie,“ rief der Pascha erbozt, „und das steht noch?“ Sprach's, ließ seine Kanonen auffahren und das Schloß in Grund und Boden schießen. Mich dünkt aber, der Pascha ist unschuldig und mit Unrecht verläumdet worden. Der Mauerrest gehört keinem antiken Bau an. Er ist nicht einmal byzantinischen Ursprungs, der sich leicht an den dünnen, von den Byzantinern stets in das Mauerwerk eingeschobenen Ziegelschichten erkennen läßt. Vielmehr besteht er nur aus Feldsteinen und Mörtel. Wahrscheinlich ist also hier in neuerer Zeit ein türkischer Bau

---

\*) Iskender Rumi = Iskender der Griechen, Alexander der Große.

an der Stelle antiker Ruinen entstanden. Cousinérý sagt, daß einer der Bey's von Makilissa an der Familie der Ghavranos den Oberbau des Bassins erneuert habe und sein mag auch das feste Haus gewesen sein, dessen Trümmerreste wir hier noch vor uns haben.

Pouqueville's Gewährsmann hat diese Mauer übrigens, wie es nach seinem Bericht scheint, noch in größerer Ausdehnung gesehen, hält sie aber wohl irrtümlich für die alte Stadtmauer. — Dieser Ort führt insbesondere noch heute den Namen „Pel“, wie ihn die Bulgaren sprechen, Pella bei den Griechen.

Vom Banja-Han aus kehrte ich nach Makilissa zurück, da weiterhin nichts zu finden sein soll;\*) doch stattete ich noch der sogenannten alten Kirche (Eski Kilissa) einen Besuch ab, deren Stätte nordwestlich des Dorfes durch eine Baumgruppe kenntlich gemacht wird. Ein Tempel hat dort einst gestanden; denn noch lassen sich inmitten des etwa 32 Schritt langen, 20 Schritt breiten Raumes die abgefallenen Füße antiker cannelirter Säulen erkennen. Cousinérý berichtet, daß sie einen Altar trugen, und daß eine Marmorplatte über die Stümpfe gedeckt war. Er sah nämlich noch die alte Kirche, die den antiken Tempel ersetzt hatte und die heute gleichfalls verschwunden ist. Diese Kirche trug auch ein antikes Relief, irgend eine ländliche Scene darstellend, von welchem Cousinérý's Reiseverk eine hübsche Abbildung zeigt. Wahrscheinlich ist dasselbe identisch mit einem „Zasili Tash“, „Inskriftenstein“, von dem mir Hadji Mustapha

---

\*) Eine kleine halbe Stunde weiter gegen Zenibje hin lag der Tumulus, den Prokesch von Osten besuchte (Denkwürdigkeiten III, S. 655), den auch Pouqueville genau beschreibt (Tome III p. 117) und dessen wir oben erwähnten.

erzählte und den ein fremder Forscher der Gemeinde für 100 türkische Pfund (ca. 1820 Mark) abgekauft haben soll. Angeblich wäre er so schön gewesen, daß der glücklicher Erwerber aus Freude darüber schließlich noch 50 Pfund freiwillig mehr gezahlt habe. Die Kirche war den heiligen Aposteln geweiht und nach Cousinérn, welcher Makilissa von Makhilissa (Gotteskirche) herleitet, hieß auch das Dorf zu seiner Zeit bei den Bulgaren Agious Apostols. Am Aposteltage zogen die Griechen von Salonik damals dorthin, um im Freien zu lagern und Festessen zu feiern.

Große Marmorblöcke liegen an der Kirchenstelle umher; der eine trägt den Rest einer griechischen Inschrift; die meisten Baustücke sind jedoch zur Errichtung der neuen Kirche im Dorfe selbst verwendet worden, die zu besuchen mir leider die Zeit fehlte, die aber nach meines Gewährsmannes Versicherung nichts Sehenswerthes enthält. Die Mauern und mit ihnen wohl auch die antiken Bruchstücke sind frisch mit Kalk verputzt.

Bei der Heimkehr zum Hofe des Hadji Tahir Pascha entdeckte ich zufällig vor einem außen angebauten Wächterhäuschen zwei Architravstücke aus Marmor mit Sims und Inschriften, die ich abschrieb, die aber leider unvollständig sind. Sie enthalten Theile von Hexametern und Pentametern. — Nachmittags führte mich mein Weg noch an der Maghara, der Grotte vorüber, die mir der Saptieh am Morgen gezeigt und die ich fast unbeachtet gelassen hätte. Schon in einiger Entfernung machte sich der Ort durch beträchtliche Bruchstücke weißen Gesteins kenntlich. Zu meinem Staunen fand ich denn ein leider schon mehr als halb zerstörtes Grabgewölbe von kunstvollem Bau. Der 5 Meter lange, 4 Meter breite und wohl gegen 3 Meter tiefe Raum war sorgsam aus-



gemauert. Doppelte Gewandung von Marmor umgab ihn. Eine erste Mauer aus gut bearbeiteten, doch nicht glatt polierten Marmorblöcken bildete den äußeren Schutz gegen das Erdreich. Sorgfältig waren alle Zwischenräume und Fugen, die beim Bau zwischen den Blöcken entstanden, mit Blei ausgegossen. Dann folgte noch eine zweite innere Wand, von gleicher, nämlich etwa  $\frac{1}{2}$  Meter, Stärke, deren sichtbare Fläche sich so glatt polirt zeigte, daß man, auch bei sorgfältiger Betrachtung keine Fuge zu entdecken vermochte. Nur oben auf der durch die Zerstörung freigelegten Durchschnittsfläche erkannte man, daß auch diese Mauer aus einzelnen Blöcken bestand. Es war eine besondere Kunstfertigkeit der Alten, die Stanten der Baustücke nicht vorher scharf zu schneiden, da sie alsdann beim Bau niemals vollkommen unverfehrt blieben, sondern sie roh und überstehend aneinander zu bringen und nun die benachbarten Blöcke gemeinsam so glatt zu schleifen und zu polieren, daß das Ganze dann wie ein Stück erschien.

Oben war das Grab gewölbt gewesen, das ersah man aus dem Umherliegen gerundeter Blöcke, die gemeinsam eine Kuppel gebildet hatten. Im Grabe selbst lag ein Stück halb unter Erde und Schutt vergraben, das ich für eine umgestürzte Sarkophagdecke mit Rosettenverzierung hielt. Zwei große Sarkophage sollen hier gestanden haben, die Herr Advokat Zachariadis bei seinem Besuche von Pella noch sah. Ein Luftschacht wie die schon beschriebenen, führte damals hinab in das Grab. Auf den Seitenwänden der Särge ließen sich lange griechische Inschriften erkennen, doch waren sie mit Staub derart bedeckt, daß das Kopiren ohne Reinigung nicht vor sich gehen konnte. Der oft schon dem Forscher verderblich gewordene Entschluß, die genauere Untersuchung

auf eine Wiederkehr zu verschieben, die sich dann nicht verwirklicht, hat auch hier eine wahrscheinlich werthvolle Entdeckung vereitelt. Jetzt sind die Sarkophage verschwunden und jedenfalls, da man Gold oder Goldeswerth darin vermuthet hat, zer schlagen worden. Ein Arnaut aus Salonik hat das Zerstörungswerk vollbracht, um die Steine zum Bau von Chaussee und Eisenbahnbrücken zu verkaufen, bis die Behörden ihn störten und der Vernichtung, leider zu spät, Einhalt thaten. Etwa 50 Blöcke, zum Theil gegen zwei Meter lang, einen halben Meter hoch und stark, liegen neben dem Grabe frei umher, die Spuren seiner unheilvollen Thätigkeit.

Beim Bau der Chaussee nach Zenidje, erzählte mir Hadji Mustapha, sei auch eine weibliche Statue gefunden worden, die der „Tochter“ Alexander des Großen;\*) sie stehe jetzt im Museum zu Stambul. Dort wird indessen nur eine aus Pella herrührende Stele gezeigt; einen jungen Krieger mit der Lanze aus der Zeit um 400 v. Chr. darstellend. Cousinéry nahm ein Relief in terre cuite von dort mit, eine Sphinx mit zwei Leibern und nur einem Kopf. Er führt auch an, daß er in Zenidje ein Monument aus Pella fand, einen Löwen, der einen Ochsen niederreißt. Von beiden giebt er in seinem selten gewordenen Reisewerke gute Abbildungen. Er kaufte auch oft Münzen an. Pouqueville berichtet, daß Terracotten und Medaillen ausgedoten wurden. Ich weiß nicht, ob zur Zeit, da der von ihm geschilderte Besuch stattfand, schon jene Industrie der Fälschungen bestand,

---

\*) Alexander hinterließ bekanntlich nur zwei Söhne, Alexander und Hercules. Vergl. Genealogische Tabellen. 1. Das heraklidische Königsgeschlecht von Macedonien in Droysen, Geschichte des Hellenismus II.

welche heute den ganzen Orient mit ihren Erzeugnissen überschwemmt. \*) Mir wurde nichts Aehnliches gebracht, wie Münzen, Medaillen u. s. w.; doch kommt dabei freilich in Betracht, daß die Besucher von Pella in unseren Tagen sehr spärlich geworden sind.

Genauere Nachforschungen mit Ausgrabungen verbunden, würden auf dieser Trümmerstätte sicherlich noch manche merkwürdige Entdeckung zu Tage fördern. Auch Pouqueville's Bericht nennt Pella: „une ville où il reste une mine précieuse d'antiquités à exploiter.“ Der weite, sanfte Hang, der sich bei Mafilissa von den fernen Bergen zur Chaussee Salonik-Jenidje-Bardar hinabsenkt, und auf dem sich einst Pella erhob, hat die Ablagerung des von den Regenwassern zum See heruntergeführten weichen Erdreiches augenscheinlich sehr begünstigt; etwa 1½ bis 2 Meter dunkler und fruchtbarer Erde mögen wohl die Fundamente bedecken. Nach den einzelnen Proben zu urtheilen, scheinen diese noch wohl erhalten zu sein; in flachen Terrassen steigen sie zur Tiefe hinab. Erstaunlich ist dabei die für eine antike Stadt sehr große Ausdehnung. Von der Gegend der „Maghara“ bis hin zum Banja-Han sind an 4 Kilometer Längenausdehnung zu rechnen. Die breite von dem sanften Ramm bei Mafilissa bis zu den Wiesen am See beträgt gegen zwei Kilometer. Sind wirklich im Wasser des Sees noch Baureste sichtbar, die zur Stadt gehören, so würde die Breite sogar noch gewinnen. Rechnet man nun auch

---

\*) Cousinéry war ein ausgezeichnete Numismatiker und wohl nicht leicht zu täuschen. Er verkaufte seine orientalische Münzsammlung für 136,000 Francs nach München, später eine andere für 33,000 Francs an das Wiener, und eine dritte für 60,000 Francs an das Pariser Cabinet.



den östlichen Theil, wo ein Grab zufällig aufgedeckt wurde, zur Nekropole, so würden doch immer noch 4 bis 5 Quadratkilometer als Stadtstelle übrig bleiben. 200,000 Einwohner würden dem entsprechen. Zur frühmacedonischen Zeit bis auf Philipp und Alexander mag Pella wohl kleiner gewesen sein; denn der unbegrenzte Staat konnte schwerlich eine sehr große und reiche Hauptstadt tragen. Amyntas IV., Philipp's Vorgänger scheint die Residenz hierher verlegt zu haben und dieser letztere erst machte Pella bedeutend. Dann änderten sich die Verhältnisse schnell, als von hier die Begründung einer Welt-herrschaft ausging und die glücklichen Eroberer zum Theil als Veteranen mit gewonnenen Schätzen heimkehrten. Pella ward „a splendid town“, wie Smith sie nennt. Als Alexander fortzog, blieb der treue Antipater als Verweser des Reiches dort zurück. Sein Sohn Cassander lebte freilich mehr in Thessalonike und Cassandrea, dem heutigen Kessendere auf dem westlichsten der drei Halbinseln der Chalcidice. Aber die Dynastie der Antigoniden von Antigonus von Goni bis auf den König Perseus hin hielt hier wieder Hof. Dann fiel Pella mit dem ganzen macedonischen Reiche in die Gewalt des Konsuls Emilius Paulus und blieb nur Hauptort eines der autonomen Distrikte, die er aus seiner Eroberung schuf. Später ward Pella eine Station der Via Egnatia, scheint aber schnell zurückgegangen zu sein. Zwar ist die Bezeichnung des Dion Chrysostomus, daß Pella zu seiner Zeit schon ein Ruinenhaufen gewesen, eine arge Uebertreibung; denn er lebte zu Ende des 1. und zu Anfang des 2. Jahrhunderts n. Chr. und noch unter Hadrian hatte die Stadt als römische Kolonie Bedeutung. Bis ins 6. Jahrhundert hinaus wird sie genannt. Jedenfalls war ich beim Wegreiten fest davon überzeugt, mich

auf dem Boden einer reichen und ausgedehnten Stadt befunden zu haben, und auch der Mülasim schien diese Meinung zu theilen; er stimmte mir wenigstens ohne Aufforderung bei: „Du hast ganz Recht, das alte Salonik hat hier gelegen.“

Die Rückkehr bot mir zu allerlei fesselnden Beobachtungen Gelegenheit. Die Chaussee war sehr belebt. Der Hauptverkehr fand gegen das Innere hin statt. Lange Züge von Packpferden mit Ballen, Kisten und Säcken begegneten mir, alle verschiedenen Artikel für den Bedarf der Landstädte und Dörfer enthaltend. Auffallend war der Transport von nicht unbedeutenden Mengen von Baumwolle in großen Säcken, auf knarrennden Ochsenwagen verladen. Sie dient zur Tuchfabrikation in den Städten am Gebirgsfuße. Von den Gebirgen herab kamen Tragthierzüge mit Fellen, von stolz einhersehrenden Arnauten begleitet. Sie bildeten augenblicklich den Haupteportartikel. Der Sicherheit halber reist man karawanenweise vereint. Einzelnen Fuhrwerken begegnete man nicht, selten vereinzelter Reiter; doch deutete andererseits nichts auf die Anwesenheit von Briganten in der Ebene hin, die Vorsicht galt wohl mehr den Bergpässen des Inneren.

Die Eröffnung der Eisenbahn nach Monastir wird darin Vieles ändern. Einstweilen, wo die Linie nur bis Vertekop am Fuße der Berge in Betrieb ist, geht der große Verkehr nach wie vor auf der Hauptstraße zu Wagen und Pferd oder Tragthier den alten Weg; denn zur Noth kann man aus der Gegend von Vertekop die Hauptstadt Salonik an einem Tage erreichen. Die Bahn macht aber von dort aus einen bedeutenden Umweg nach Süden über Karaferia. Zur Zeit der Bardar-Überschwemmungen wird sie trotzdem auch jetzt schon

von der ganzen Ebene benutzt; denn die Chausseebrücke ist dann meist unzugänglich. Führt sie bis Monastir, was schon im nächsten Frühjahr der Fall sein soll, so fällt ihr der Gesamtverkehr zu.

Am meisten fesselte mich der Erodus der Kuzo-Blachen (d. h. der hinkenden, falschen, der Pseudo-Blachen), dem ich zufällig bewohnte, und die mit Hab und Gut mit Kind und Kegel, und namentlich mit ihren Heerden aus der Ebene in die Berge hinaufzogen. Menschen, Pferde, Ziegen, Esel, Maulthiere, Kühe, Ochsen, Schafe, — alles wanderte im bunten Durcheinander die Straße entlang oder lagerte rastend daneben. Ganze Stämme oder große Familien schienen sich zusammenzuhalten. Die Pferde waren meist mit schweren Ballen von Hausgeräth, Zelten, Decken und Matrasen beladen; wohl lag dann noch ein Kind oben darauf und ein anderes, ein kleines Mädchen, führte das Thier am Strick; ja einmal sah ich ein braves, bejahrtes Packpferd von der kleinen aber klugen türkischen Race, hoch und schwer belastet, friedfertig, ganz ohne Führer, seinen Weg ziehen, den es sonder Zweifel sicher kannte, und aus einer, oben auf dem Gepäck künstlich hergestellten Vertiefung streckte ein laut schreiender Säugling Arme und Beine zum Himmel, sich vergeblich gegen den unfreiwilligen Ortswechsel sträubend — ein hübsches Motiv für Henschel's Skizzenbuch.

Die Männer, von muntern dunkelbraunen Jungen unterstützt, hielten mit Hilfe ihrer Hunde die Heerden zusammen. Sie glichen den Zigeunern, die wir in der Heimath gewohnt sind, zu sehen. Die Frauen achteten auf die Lasten und bedienten die Packpferde. Auffallend war ihre Tracht, die jedenfalls schon auf die kühlere Atmosphäre der Berge berechnet war, nicht auf die in



der Ebene herrschende Hitze. Um den Kopf hatten sie, zu einer Art Haube geformt, dicke Tücher geschlungen, deren lange Enden zur Seite tief herabhingen. Platte dicke Röcke fielen von den Schultern, ohne Taille, vorn und hinten glatt, bis zum Knie hinab; oft sah man einen rothen oder bunten Shawl die Stelle von Schürzen vertreten. Bunte Strümpfe und Sandalen hüllten die Füße ein. Auf den ersten Blick konnte man im Zweifel sein, ob man einen Mann oder eine Frau vor sich habe. Die Männer waren von mittler, die Frauen von durchweg kleiner Statur, alle sehr brünett, mit lebhaftem, recht intelligentem Ausdruck. Das ist die merkwürdige Nationalität, die erst in neuerer Zeit für uns in den macedonischen Völkerchaos aufgetaucht ist, theils hellenisirt, theils dem Hellenismus schroff gegenüberstehend, auch in bestimmtem Gegensatz zu dem gewaltig sich ausbreitenden Bulgarenthum. Ihr Ursprung ist streitig. Sie nennen sich, wie ihre Vettern die Rumänen, Abkömmlinge der römischen Kolonisten; doch sieht man in ihnen auch die Nachkommen der thracischen Ureinwohner oder einen eingewanderten Volksstamm, der zu Beginn unserer Zeitrechnung die Balkanhalbinsel überschwemmte.

Der Umzug fand diesmal verspätet statt. In der Regel brechen die Vlachen am St. Georgstage, dem 5. Mai, nach den Bergen auf, um ihre Heerden mit der frischen Weide der ihnen wohlbekannten hochgelegenen Matten zu nähren. Am Tage Sanct Demeter, dem 7. November, kehren sie zur Ebene zurück, wo die Herbstregen mittlerweile neues Grün haben sprießen lassen. Aidrilis und Kassim nennen die Türken die beiden Tage, die — namentlich Aidrilis — im ganzen Orient gleichmäßig gehalten und als Festtage angesehen werden. Aidrilis ist, als am allgemeinsten bekannt, sogar zur

Bestimmung für die türkische Rekrutirung gewählt worden. In der Midrilis-Nacht lauschen türkische Mädchen unter dem blühenden Rosenbusch den Prophezeihungen aus den Maniliedern \*) weiser Frauen. Am Tage versammelt sich Alles zum bunten Volksfest auf grünen Wiesen und Plätzen. —

An der Bardarbrücke beim Saptiehposten herrschte lebhaftes Treiben. Hier lag im Alterthume Gephyra, heute hat ebenda eine kleine Kolonie sich angesiedelt. Auf jeder Seite des Flusses liegt unter Bäumen ein Han. Je nach dem Wasserstande wird der eine oder andere bewohnt. Daneben steht eine Gruppe von Häuschen der Saptiehs, Steuereintnehmer, Regiewächter einzelne nur aus lustigen, mit Strohmatten ausgelegten Gerüsten bestehend. Inschriften zeigen die Bestimmung der verschiedenen Posten an. Alle Vorüberziehenden, die Kolonnen, die am Morgen zur Stadt gehen und Nachmittags zurückkehren, werden angehalten; ein dichtes Gewühl von Männern, Frauen, Kindern, Pferden, Tragthieren und Wagen bildet sich, der Saptieh-Tschausch mitten darinnen, die Zol-Teskérés, d. h. die Reiseerlaubnis, prüfend. Hin und wieder wird ein unsicherer Reisender bei Seite gezogen; alles ruft und diskutirt durcheinander, die Koldji's der Regie suchen nach geschmuggeltem Tabak, bis sich endlich einzelne Gruppen loslösen, ihre Straße weiterziehen und sich nach vielem Hin und Her der ganze Schwarm verläuft.

Die Eisenbahnen werden auch der Plage des Paßzwanges und der inneren Zollgrenzen ein Ende machen und mit unwiderstehlicher Gewalt solche Hemmnisse des freien Verkehrs wegschwemmen. Es ist sicherlich kein

---

\*) Manilieder = Sinnprüfungen, Sinngedichte.

geringes Verdienst der gegenwärtigen Regierung, daß sie den Bau von Schienenwegen durch das ganze weite Reich so energisch wieder aufgenommen hat. —

Eine halbe Stunde später war ich auf dem Bahnhof von Toppschin.

„Ischte, Effendim, bu meraqdan-da kurtulduq“, meinte mein Saptieh-Müllasim, als er mit einem Seufzer vom Pferde stieg: — „Siehst Du, nun sind wir auch diese Sorge los“ — wir waren in Pella gewesen.







### III.

#### Ein historischer Streifblick.

**Z**u den eigenthümlichsten Betrachtungen regte mich der kurze Besuch von Pella an. Julius Braun vergleicht das Macedonien König Philipp's mit dem Herzogthum Württemberg „da es noch eingengt war von freien Reichsstädten, wie Esslingen, Reutlingen, Ulm, Schwäbisch Hall“ u. s. w.

In der That ist der Vergleich, im Hinblick auf die nahen griechischen Pflanzstädte an der Küste, sehr treffend. Noch näher lag mir persönlich ein solcher mit der Mark Brandenburg in ihren ersten Anfängen. Wie diese, so war einst auch Macedonien das nördliche Vorland eines großen Kulturvolkes, eine Grenzmark gegen die kriegerischen, nordischen Nachbarn. — Im Kampfe mit denselben erstarken beide, gewinnen die Hegemonie über ihre Namensgenossen und ringen sich zur Stellung einer Weltmacht empor. Was aber in unseren Zeiten an der Mark Brandenburg sich langsam, in Jahrhunderte andauerndem Kampfe vollzog, ging dort in unendlich

viel kürzerer Zeit vor sich, unvermittelter, glänzender, überraschender, aber freilich auch von geringerer Dauer, als je bei einem anderen Staate. Hätte König Friedrich, an der Spitze aller deutschen Stämme einen napoleonischen Siegeszug durch Ost-Europa halten können, so würde man ihn und seinen Vater bezüglich der geschichtlichen Rolle mit Alexander und Philipp in Parallele stellen. Ein gewisse Ähnlichkeit, selbst der Charaktere ist nicht zu verkennen.

Gerade das überraschende Emporkommen der macedonischen Macht begründet auch das Ephemere ihrer Erscheinung, die einem gewaltigen Traum gleicht, wie demjenigen, den Olympias, Alexanders Mutter, vor ihrer Vermählung geträumt. Wäre ein langsamerer Prozeß innerer Erstarbung und allmählicher Vergrößerung bis zu einer, für Gründung eines Weltreiches hinlänglichen, Hausmacht vorangegangen, so würde Macedonien vielleicht die Rolle Rom's übernommen haben. —

Ob die alten Macedonier zum hellenischen, illyrischen oder phrygischen Stamme gehören, mag streitig sein. Desdevives nennt sie Hellenen, welche einen Kanton des Pindus bewohnt haben, der Macednum hieß. Von dort vertrieben, seien sie, den Haliacmon hinabsteigend, nach Emathien gekommen, wo sie sich am Fuße des Bermius in den Midasgärten niederließen, eine „peuplade faible et obscure, soumise aux Emathiens.“

Braun bringt den Namen der Macedonier mit ihrem sagenhaften Urahnen „Makednos“ in Zusammenhang, in welchem er nichts Anderes zu erkennen glaubt, als Kronos-Melkarth, der im Norden des aegaeischen Meeres als Makar regiert hat und verehrt wurde, und der für die Sage identisch ist mit Herakles, von welchem die macedonischen Könige ihre Abstammung herleiten.

v. d. Goltz, Macedonien.

Aus dem Dunkel der Vorzeit traten die Maedonier in helleres Licht erst unter ihrem Könige Perdikkas I., dem Temeniden aus Argos, der ihr Gebiet erweiterte und Odeffa, das alte Megae zur Hauptstadt seines kleinen Reiches machte. Er lebte im 7. Jahrhundert vor Chr. Seiner Regierung folgten bewegte und wirre Zeiten; denn eines fehlte dem schlichten Bauern- und Hirtenstaate zu festerer Gestaltung, eine sichere Thronfolgeordnung. Eine Anzahl größerer Familien entstand durch Vermehrung des Grundbesitzes Einzelner; alle aber waren mit einander verwandt, alle nahezu gleich berechtigt. Vielleicht hätte Macedonien sich sogar im Streite seiner Feudalherren wieder aufgelöst, wäre es nicht durch die unfreiwillige Verührung mit der welthistorischen Bewegung jener Epoche zusammengehalten worden. Nothwendigerweise mußte die persische Invasion ihren Weg nach Griechenland durch Macedonien nehmen. König Darius Hystaspes erschien zunächst. Er durchzog Thracien während des scythischen Krieges. Bekanntlich überschritt er selbst die Donau noch, machte aber dann, 514 vor Chr., mit seinem Heere den verhängnißvollen Luststoß gegen seine beweglichen, unsaßbaren Feinde, mußte umkehren und unter den größten Verlusten nach Asien zurückgehen. Doch ließ er seinen Feldherrn Megabyses auf europäischem Boden zurück, um Thracien zu erobern, und so für fernere scythische Kriege seinen Heeren eine, nahe an das feindliche Land heran vorgeschobene, Basis zu schaffen. Megabyses drang westlich zwar nur bis zum Strymon, der heutigen Struma (türkisch Karassu) vor, aber König Amyntas von Macedonien war klug genug, die persische Oberhoheit anzuerkennen, um sein Ländchen nicht in Gefahr zu bringen. Das geschah um 508 vor Chr., und für längere Zeit noch blieb die Ruhe erhalten. Erst der



Aufstand der jonischen Städte an der kleinasiatischen Küste gegen die persische Herrschaft und die feste Expedition der Athener zu ihrer Unterstützung, beschworen das Unheil von Neuem herauf. Athen sollte geächtet werden und Macedonien lag auf dem Wege dorthin. Mardonius überschritt um 495 den Hellespont und begann das Land mit seinen Schaaren zu überschweben. Megabyses erschien diesmal als Gesandter, um „Erde und Wasser“, die Zeichen der Unterwerfung, zu verlangen. Er ward, wie auch die Boten in Griechenland, umgebracht, und wahrscheinlich hat nur des Mardonius große Flottenkatastrophe am Berge Athos die Macedonier vor den empfindlichen Folgen ihrer unklugen That bewahrt. — Die nächste persische Expedition, die des Datis und Ataphernes berührte das Land bekanntlich nicht, sondern ging geradeswegs durch das aegaeische Meer von Samos nach Euboea hinüber, um dann auf dem Festlande bei Marathon zu scheitern.

Dann aber nahte König Xerxes, um den von seinem Vater Darius schon eingeleiteten großen Nachzug endlich auszuführen. Die Kunde von der Stärke seiner Kriegsmacht verbreitete den Schrecken weit vor ihm her, und alle thracischen Völker unterwarfen sich ihm bis nach Thessalien hin. Der König selbst marschirte, nachdem er den Hellespont überschritten, auf dem Landwege gegen Therma (Salonik) heran. Die Flotte begleitete ihn an der Küste mit Segelordre nach der Ariusmündung\*), wo sie sich wieder mit ihm vereinigen sollte. Um einer Wiederholung der Schiffskatastrophe des Mardonius zu entgehen, hatte der Großkönig die Landzunge des Athos an ihrer Wurzel durch einen 12 Stadien langen Kanal

---

\*) Bardarmündung.

vom Festlande abtrennen lassen, so daß die Schiffe direkt in den östlichen Golf der chalcidischen Halbinsel, den alten Sinus Singitticus einlaufen konnten. Glücklicherweise fand dann im thermäischen Golfe die Vereinigung statt. Das ganze Bottiaca, das heißt, das Klüftenhalbrund, welches den innersten Theil des Meerbusens von Salonik umschließt, zu beiden Seiten des Vardar, bedeckte sich mit den Zeltstädten der lagernden Perser. Von den Höhen bei Pella sah man sie vor sich zu Füßen ausgebreitet.

In Macedonien herrschte zur Zeit König Alexander I., ein vielgewandter Mann, der das kleine Staatsschiff glücklich durch die tosende Brandung der herankommenden Völkerwogen in den Hafen rettete. Im glücklichen Raviren zwischen überlegenen Mächten erinnert er an Kurfürst Friedrich Wilhelm von Brandenburg-Preußen während der entscheidenden Kriege zwischen Schweden und Polen. Alexander hatte sich beeilt, des Keres Oberhoheit von Neuem anzuerkennen, seine Freundschaft zu suchen und die eigene Theilnahme am Zuge nach Griechenland zu versprechen. So entging Macedonien abermals der Verwüstung. Auf einem sidonischen Schiffe fuhr der Großkönig dann selbst recognoscirend bis zur Peneus-Mündung\*) an der Klüfte hinab und faßte hier den gigantischen Plan, das Thal Tempe, durch welches dieser Fluß dem Meere zufließt, zu sperren, um so Thessalien zu überschwemmen und seine kriegerische Bevölkerung zur Waffenniederlegung zu zwingen. Das Unternehmen kam jedoch nicht zur Ausführung, weil man mittlerweile den Zugang zur thessalischen Ebene über deren nördliche Randgebirge auffand, und so auf dem Land-

---

\*) Die heutige Salambria.

wege die Vertheidiger des Tempethales umging, welche das Land eiligst verließen.

Nun ergoß sich — im Jahre 490 vor Chr. — Xerxes Zug nach Griechenland hinein, der mit der großen Niederlage der Flotte bei Salamis und an der Unmöglichkeit, den wohlvertheidigten Isthmus erfolgreich anzugreifen, vorläufig scheiterte. An ihm scheint König Alexander keinen wesentlichen Antheil genommen zu haben. Als aber der Perserkönig, während er selbst seinen überstürzten Rückzug \*) nach Asien antrat, den Mardonius mit einem Theile des Landheeres \*\*) zwischen dem Strymon und Thessalien, um den inneren thermäischen Golf herum, in Winterquartieren stehen ließ, trat der Macedonier als Berather in den Vordergrund. Er ging im Auftrage des Mardonius nach Athen, wo er alte Beziehungen hatte, um diese Stadt zu gewinnen. Seit der Niederlage und dem Rückzuge der persischen Seestreitkräfte versprach der Angriff auf den Isthmus und den Pelopones nur dann Erfolg, wenn der Oberfeldherr, durch ein Bündniß mit Athen, dessen überlegene Flotten für seinen Dienst gewann. König Alexander's Bemühungen scheiterten, und der kluge Mann mag seitdem den neuen Feldzug für aussichtslos gehalten haben; denn er bereitete seinen Partheirechsel vor. Zwar begleitete er den Mardonius auf dem Marsche nach Attika, aber er blieb

\*) Bei welchem sogar der von ihm auf dem Vormarsche in Macedonien zurückgelassene Sonnenwagen von den Thraciern gestohlen und zu den Quellen des Strymon entführt wurde.

\*\*) Nach Herodot mit 300,000 Mann; in Wahrheit wohl kaum mehr als ein Viertel davon. Vergl. Hans Delbrück die Perserkriege und die Burgunderkriege. Berlin 1887. S. 136 u. ff.



mit den Griechen in Verbindung und soll sie zumal vor der Schlacht von Plataeae von den Absichten der Perser unterrichtet haben. Als diese geschlagen, Mardonius gefallen war, und sein Heer in Unordnung floh, warf Alexander die Maske ab und nahm an der Verfolgung der Perser Theil, welche von Artabazes in Eile nach Byzanz zurückgeführt wurden. Aus der Beute, die er bei der Verfolgung machte, errichtete der Macedonierkönig dem Apollo eine goldene Statue.

Glücklich hatte er sein kleines Reich nicht nur aus der persischen Sturmfluth gerettet und vergrößert, sondern sich auch noch den Dank der Griechen erworben, die ihn später bei den olympischen Spielen als Hellenen und Herakliden feierten. Allgemein ward ihm der Name des Philhellenen gegeben. Persische und griechische Verwandtschaft und Freundschaft erleichterten ihm übrigens sein zweideutiges, aber schlaues Betragen. Die Kunst, thatkräftig im Trüben zu fischen, mag ihm daher gekommen sein. Er erst gewann die Herrschaft über die ganze macedonische Tiefebene, nebst Alinopia und Mygdonia. Im Westen dehnte er sein Gebiet bis zur Mons Bora (der heutige Ridje planina), bis zum Citarius und Vermius — dem Agostos-Gebirge, sowie bis Pydna\*) und zur Küste hin aus. An dieser saßen noch die unabhängigen Bottiae'er, ein thracischer Tribus, die er nun unterwarf, oder zum Abzug nach der chalcidischen Halbinsel zwang.

\*) Dem heutigen Palakoskitros bei Nitros. Beide Orte (Alt- und Neu-Pydna) liegen nahe südlich der Indje-Karassu-Mündung an derjenigen vorspringenden Landspitze, welche gemeinsam mit dem Kap von Karaburun den inneren Theil des Golfs von Salonik durch eine Enge vom Meere trennt und gegen Südsturm schützt.

Eine neue gewaltige Gefahr, welche drohte, dem jungen Staate ein Ende zu machen, brach unter König Perdikkas II., dem Sohne und Nachfolger Alexander's, herein, nämlich die Invasion der Thracier unter Sitalces, der mit 150,000 Kriegern, darunter 50,000 Reitern, heranrückte. Angeblich war er von den Athenern aufgestachelt worden, welche, trotz ihrer Bewunderung für Alexander, den Philhellenen, von der macedonischen Macht für ihre Kolonien auf der chalcidischen Halbinsel fürchteten. Im Innern hatte der König zugleich gegen Kronprätendenten zu kämpfen; ein solcher begleitete sogar den Sitalces. Aber dennoch glückte die Rettung, und zwar abermals durch ein geschicktes System von List und Gewalt. Perdikkas besiegte zuerst seine Nebenbuhler im Lande, gewann die griechischen Städte zum Kriege gegen Sitalces, schloß ein Bündniß mit Sparta gegen Athen und brachte das Thracierheer am Axius zum Stehen. Dann nahte der Winter heran; Sentes, ein Verwandter des Sitalces, ward von Perdikkas bestochen und rieth dem thracischen Feldherrn mit Erfolg zum Rückzuge. Am Ende gelang es dem Könige noch, den Athenern die Stadt Borrea (Karaferia) abzunehmen und sie so für ihre verrätherische Handlungsweise zu strafen. Mit den Spartanern vereint, zerstörte er dann das jonische Kolonialreich auf Chalcidice und bekriegte die illyrischen Bergritter im Westen. Freilich ließ er hierbei, als es sein Vortheil zu erheischen schien, einmal den Spartaner Brasidas schmählich im Stich, aber sein Reich ging aus allen diesen Katastrophen und Schwierigkeiten schließlich gestärkt und vergrößert hervor.

Eine hohe Blüthe folgte hierauf unter König Archelaos I., der, im Andenken an die thracische Invasion, die Städte befestigte und Straßen anlegte, darunter auch

diejenige, welche am Axius (Vardar) aufwärts durch das eiserne Thor führte und die reichen Gegenden am oberen Laufe jenes Stromes mit der unteren macedonischen Ebne verbinden sollte. \*) Zumal vergrößerte, verschönerte und bewehrte er auch die Hauptstadt Edessa. Der griechischen Kultur hold, führte er sie in seine Lande ein, veranstaltete olympische Spiele zu Edessa und Dium \*\*) ließ seinen Palast von Kexris mit Gemälden schmücken und begünstigte hellenisches Wesen auf jede Art. Bewundernd sagt Thukydides von ihm: „Er that in Allem mehr für Macedonien, als die acht Könige vor ihm.“ \*\*\*) Zum Unglück für das Land regierte er nur 12 Jahre. Ein Unfall auf der Jagd machte seinem Leben ein Ende.

Vierzig Jahre der Verwirrung, der inneren Kämpfe und der Thronstreitigkeiten folgten diesem Ereigniß. Von Hause aus hatte sich die macedonische Dynastie auf das niedere Volk gestützt und besaß an ihm einen sicheren Rückhalt. Aber der noch immer herrschende Mangel an einem bestimmten Hausgesetze machte sich jedesmal fühlbar, sobald die anscheinend gleichberechtigten Prätendenten gegeneinander auftraten. Gewalt und Gräuelpoten waren dann an der Tagesordnung. Selbst Archelaos, einer unrechtmäßigen Ehe entsprossen, hatte den rechtmäßigen Thronerben verdrängt; und bekannt ist, daß auch

\*) Heinrich Barth. Reise durch das Innere der europäischen Türkei im Herbst 1862. Berlin 1864, S. 127.

\*\*) Zwischen dem Fuß des thessalischen Olymp und dem Meere gelegen.

\*\*\*) Seine Regierung bildet den Gegenstand einer besonderen Schrift: „Köhler, Macedonien unter König Archelaos. Sitzungsbericht der Königlich Preussischen Akademie der Wissenschaften zu Berlin 1893. Heft 29, welches mir leider im Augenblicke nicht zugänglich ist.



Alexander des Großen Anspruch auf den Thron bestritten ward. Als König Philipp die unheimliche Olympias verstieß, und sich mit der milderen Kleopatra, der Tochter seines Feldherrn Attalos, vermählte, da forderte dieser bei der Hochzeit laut, man möge die Götter bitten, daß sie dem Könige nunmehr einen rechtmäßigen Thronfolger schenkten. „Bin ich es nicht“, rief der junge Alexander im Zorn und schleuderte dem Frechen seinen Pokal ins Gesicht, aber König Philipp selbst sprang auf, zog sein Schwert, stürmte gegen den Sohn an, glitt aus und fiel. „Seht!“ höhnte Alexander den eigenen Vater, während seine Freunde ihn fortzogen, „das ist der, der nach Asien übersteigen will und kommt nicht von einem Tisch zum andern.“ Man kann sich danach vorstellen, welch' ein Treiben in der königlichen Familie in den noch rauheren Zeiten vor Philipp geherrscht haben mag. —

Ägyptier, Thracier und Paconier fielen ins Land; Thebaner und andere griechische Stämme mischten sich in seine Angelegenheiten. Die Grenzprovinzen gingen verloren. Prätendenten stritten um den Thron. Um zwischen ihnen Frieden zu stiften, ward vielfach den Prinzen vom Königshause die selbstständige Verwaltung einzelner Landschaften überlassen. Dies geschah unter König Perdikkas III. auch dem jungen Philipp, der zuvor einmal als Geißel nach Theben abgeführt, die griechische Kultur und griechische Kriegsführung auf ihrem eigenen Boden kennen gelernt hatte, so daß er nunmehr für die beiden Hauptzweige der Regierung die nöthige Vorbildung erwarb.

Als König Perdikkas im Kampfe mit den Ägyptern gefallen war, übernahm Philipp zunächst für dessen, noch in der Wiege liegenden Sohn Amyntas die Regierung.

Aber außer diesem Kinde hatte er mit nicht weniger als noch fünf Prätendenten zu rechnen, mit Pausanias, den die Thracier, Argaeus, den die Athener unterstützten, und mit drei natürlichen Brüdern. Die Feinde standen an allen Grenzen, Unruhe herrschte im ganzen Lande. Nur 24 Jahre alt, sah Philipp sich so einer Welt von Schwierigkeiten gegenüber, ohne zu verzagen. An Verstand und Thatkraft einem Peter von Rußland vergleichbar, wie dieser halb noch Barbar, halb Kulturträger seines Volkes, wußte er am Ende alle Hindernisse zu besiegen, und seine 23 jährige Regierung ist eine unausgesetzte Reihe von Triumphen.

Sein politischer Sinn zeigte sich sogleich darin, daß er es verstand, seine Nebenbuhler zu trennen und zu veruneinigen, um sie dann zu beseitigen. Hierauf wandte er sich gegen die Athrier, schlug sie und tödtete ihren König Bardyllis. Durch die Heirath mit Olympias und die so gewonnenen Beziehungen zu den Moloffern in Epirus, sicherte er die Westgrenzen; dann folgte sein Feldzug gegen Griechenland, und der Kampf um die Hegemonie in der griechischen und halbgriechischen Welt, durch deren Beherrschung er sich die Mittel zum Zuge nach Osten zu verschaffen gedachte. Die seit der Invasion des Xerxes noch zu erfüllende Tradition, daß die Barbaren eines Tages für ihren Einbruch durch einen großen Eroberungskrieg gegen ihr eigenes Reich gestraft werden müßten, hatte er lebhaft aufgegriffen. Griechenland sollte ihm 200 000 Mann und die Flotten zum Kampfe gegen das persische Weltreich stellen.

Was Darius und Xerxes, trotz ihrer so viel reicheren Mittel, nicht vermocht, glückte König Philipp, der in der Schlacht von Chaeronea seine Oberhoheit über ganz Griechenland feststellte.

Daheim hatte er inzwischen die Heeres-Verfassung und die Verwaltung, sowie die Gesetze geordnet, eine Leibwache geschaffen und den berühmten Phalanx, seinen unwiderstehlichen Schlachthaufen eingeführt. Er zuerst gab seinen Truppen eine regelrechte Friedensausbildung für den Krieg, zumal durch Gewaltmärsche mit vollem Gepäck. Er war der zweckbewußte Erzieher seines Volks, und Alexander selbst erkannte diese Arbeit seines Vaters an, als er den meuternden Macedoniern im fernen Osten vorhielt, „Mein Vater übernahm Euch, als er König wurde, umherziehend, mittellos, die meisten in Felle gekleidet, auf den Bergen Schafe weidend und elend genug zu deren Schutze gegen die Illyrier, Thracier und Triballer kämpfend; er hat Euch die Chlamys der Soldaten gegeben, Euch in die Ebene geführt, Euch gelehrt, den benachbarten Barbaren im Kampfe gewachsen zu sein.“

Nach Osten hin dehnte Philipp seine Herrschaft erheblich aus. Er unterwarf oder zerstörte die griechischen Städte an der Küste, um ihr Handelsmonopol zu vernichten, nahm Amphipolis am Strymon, nahe an dessen Mündung gelegen, und erbaute endlich, noch weiter östlich, das feste Philippi, an Stelle des alten Crenides. So schützte er die Goldminen des sich zwischen beiden Städten erhebenden, Pangaeus — des heutigen Bunar-dagh \*) — um sie in voller Sicherheit ausnützen zu können. Andere Minen lagen auf Chalchidice, die ihm gleichfalls Geldmittel liefern mußten. Auch Therma (Salonik) ward erobert und gehoben. Dann ging er weiter vor und versuchte Byzanz in seine Gewalt zu bringen. Zwar ward diese Stadt durch Phokion für die

---

\*) Nahe der Küste zwischen dem Golf von Orfano und Cavalla gelegen.



Athener gerettet, aber von Selymbria\*) und dem Chersones aus beherrschte der König dennoch den Getreidehandel mit dem Schwarzen Meere.

Der Geldmittel bedurfte Philipp vornehmlich zum Bau seiner Flotte, für welche zu Pella, Therma und Amphipolis große Werfte errichtet wurden. Die Besatzung fand sich in den eroberten griechischen Küstestädten.

Pella war eine glänzende Hauptstadt und Philipp's Hof weithin berühmt geworden durch seinen Reichtum und seine Pracht. Zahlreiche griechische Flüchtlinge suchten in Folge der inneren Wirren ihrer Heimath, dort Schutz. Selbst attischen Gesandten konnte der Hof von Pella mit seiner Opulenz, seinem militärischen Glanz, dem Adel, der dort versammelt war, wohl imponiren.\*\*\*) Alles dies bot die Hand zu einer näheren Verbindung sämtlicher griechischer Stämme. Um während des großen Zuges gen Osten im Rücken Ruhe zu haben, wurden auch die Illyrier nochmals bekriegt und geschlagen, die Paelagonier unterworfen und im Gebiet der Lyncester, im südlichen Theile der Ebene von Monastir, an der Stelle des heutigen Florina, die Vorburg Heraklea gegründet, welche jene Ebene beherrschte. Selbst über den Haemus zog Philipp noch, um die Barbaren im Norden zu schrecken und von Angriffen auf das Mutterland abzuhalten, während er fern sein würde. Er gründete dabei die Stadt Philippopolis, anfänglich nur als eine Verbrecherkolonie. Endlich mußte auch der Molosserkönig Alexander, der Bruder der Olympias, den diese — im Zorne nach ihrem Heimathlande entflohen — zum Kriege gegen Philipp reizte, versöhnt und dauernd an

\*) Heute Silybri.

\*\*) Droysen. Geschichte Alexander's des Großen, S. 53.

Macedonien gefesselt werden. Philipp's Tochter Kleopatra ward seine Gemahlin. Die mit großem Pomp zu Odeffa gefeierte Hochzeit aber sollte zugleich „das Fest der Vereinigung aller Hellenen und die gemeinsame Weihe für den Perserkrieg“ \*) werden. Da traf im Beginne der Feier der Mordstahl des Pausanias den König, und Alles löste sich zunächst in wilder Verwirrung auf.

Es schien unsicher, wer dem Ermordeten auf den Thron folgen sollte. Für den Neugeborenen der Kleopatra, Philipp's zweiter Gemahlin, für Amyntas, an dessen Stelle er eigentlich die Regierung geführt, und der noch lebte, für die dem Hofe verwandten Phnestier erhoben sich Stimmen. Da plötzlich erschien Olympias mitten unter ihren Segnern, noch bei der Todtenfeier zu Odeffa. Der junge Alexander ergriff, als Alexander III., die Zügel der Regierung, strafte die Urheber des Mordes, berief das Heer, verlangte und erhielt dessen Guldigung — und der Wirrwarr war zu Ende.

Freilich mußte der neue König seines Vaters Arbeit zum Theile noch einmal thun, die nordischen Nachbarn neuerdings züchtigen, wobei er als der erste Hellene die Donau überschritt, die Äthyrer schlugen und dann mit erschreckender Eile das Strafgericht an Theben vollziehen, auf daß Griechenland nicht in seiner Treue wankte. Als dies aber geschehen war, trat er ohne Verzug den Marsch nach Asien an.

Es war im Wesentlichen noch das Reich Philipp's, welches die Grundlage und die Kraftquelle für das große Unternehmen bildete. Dies Reich umfaßte zuletzt etwa dieselben Gebiete, welche heute die beiden türkischen Vilajets Monastir und Salonik ausmachen, nebst dem südlichen Theile des Vilajets Kossowo. Desilich reichte

\*) Droysen. Geschichte Alexander's des Großen, S. 58.

es bis zum Nessus, der jetzigen Nests,\*<sup>\*)</sup> die nahe am Golf von Porto Ragos mündet; darüber hinaus hielten die Macedonier nur einzelne Plätze besetzt. Ihnen unterworfen war auch die Insel Thassos. Das Ganze mag ein Staat von etwa 1500 Quadratmeilen, wenig größer, als das heutige Serbien oder Griechenland, erheblich kleiner als Bulgarien, gewesen sein. Schwer läßt sich annähernd Sicheres über die Einwohnerzahl sagen; sie war wohl größer als heute; doch mag sie 3—4 Millionen nicht überschritten haben. Das Heer bestand aus 40,000 Mann, gleich also demjenigen, mit welchem Friedrich Wilhelm von Brandenburg erfolgreich seine großdeutsche Politik begann. 30,000 Mann zu Fuß und 4500 Reiter\*\*<sup>\*)</sup> führte Alexander nach Asien hinüber. Mit kleiner Macht blieb der treue, geschickte und energische Antipater im Lande zurück, von dem König Philipp gesagt hatte: „ich habe ruhig geschlafen; denn Antipater wacht.“

Zimmerhin hätte diese Hausmacht, als Führerin des großgriechischen Bundes, genügen können, wäre sie innerlich fest geschlossen und geeint gewesen. Allein auch sie noch bildete eine nur locker zusammengefügte Masse. Philipp und Alexander sind, zum Unglück für Macedonien, viel zu sehr auf das Ausland abgelenkt worden, statt sich der allmählichen Erweiterung und inneren Kräftigung des eigenen Vaterlandes widmen zu können. Auch Desdèvises kommt zu diesem Schlusse, wenn er sagt: „Si, avant d'attaquer la Grèce, ou de se repandre dans le vaste empire des Achéménides, les rois de Macédoine avaient conquis labourieusement les tribus

\*) Türkisch, wie die Struma auch Karassu genannt.

\*\*) Also etwa ein Armee-Korps nach unseren heutigen Begriffen.



de l'ouest, du nord et l'est, qu'ils en eussent fait une nation compacte et guerrière, ils n'auraient pas succombé sitôt sous le poids de leur grandeur; et leur puissance, établie sur des bases solides, aurait peut-être arrêté les Romains.\*)

Alexander ließ, als er im fernen Babylon starb, ein fast menschenleeres Macedonien zurück.\*\*\*) Nach und nach waren die meisten Großen dem Könige gefolgt, um Macht und Geld zu gewinnen; sie zogen gewöhnlich ihren Stamm mit sich fort. Die Eintheilung nach den gesonderten Tribus hatte sich auch im Heere erhalten und demzufolge besaß ein jeder ein lebhaftes Interesse, dort stark zu sein. Um so schwächer mußten sie im Mutterlande werden, und dieses mit ihnen. Ein Glück für dasselbe war noch das strenge und gute Regiment Antipater's, der es sogar verstanden hatte, Thracien und die griechischen Bundesgenossen niederzuhalten. Als er nach Asien berufen ward, zum Reichsverweiser erkoren, überließ er Macedonien seinem Sohne Cassander. Auch dieser hielt nach außen die Hegemonie über die Nachbarländer aufrecht. Aber im Innern erregte die alternde Olympias wilden Aufruhr zu Gunsten ihres Enkels Alexander, dessen sie sich mit gewohnter Energie gegen Cassander's Ehrgeiz annahm. Hundert macedonische Große fielen eines Tages ihrer Rache zum Opfer, bis sie selbst nach heroischer Vertheidigung in dem belagerten Pydna vom Untergange ereilt wurde. Fünfzehn Jahre nach Alexander's Tode war das ganze königliche Geschlecht der Temeniden ausgerottet bis auf

\*) Desdèvises-du-Dèzert. Ancienne géographie de la Macédoine, pag. 158.

\*\*) Nur die Hauptstadt scheint sich vergrößert und bereichert zu haben.

Thessalonike, Alexander's Schwester, welche Cassander sich vermählt hatte, um rechtmäßige Thronansprüche zu erwerben. Wohl besaß dieser Mann zahlreiche Eigenschaften eines Dynastiengründers; allein seine Macht litt schon an der Entvölkerung des Landes, das die Mittel nicht mehr aufbrachte, um den weiten, noch beherrschten Raum nebst den Besitzungen in Griechenland und an der carischen Küste dauernd zu sichern.

Nach Cassander's Tode brach völlige Anarchie herein. Thessalonike ward von ihrem eigenen Sohne Antipater umgebracht. Dessen Bruder Alexander, selbst bedroht, rief König Pyrrhus von Epirus und Demetrius Poliorketes herbei. Während der erste den Antipater verjagte, und sich einiger Provinzen bemächtigte, riß Demetrius die Herrschaft an sich, den Alexander ermordend, der ihm selbst nachzustellen begonnen. Nun hielt Demetrius, ein glänzender, freigebiger, begabter Fürst, aber sorglos und lässig, zu Pella Hof, von der Eroberung des gesammten alexandrinischen Reiches träumend, ohne die Kräfte zur Verwirklichung zu besitzen. Sechs Jahre lang führte er Krieg darum, baute, zum Theil bei der Hauptstadt selbst, eine ungeheure Flotte von 600 Galeeren zu weiten Eroberungszügen, vernachlässigte aber das Nächstliegende, so daß Pyrrhus ungestört bis Borrea vordringen konnte. Das menschenarme Land war endlich des Krieges und des genialen, aber planlos handelnden Königs müde. Das Heer zerstreute sich, und mit nur wenig tausend Getreuen entwich Demetrius nach Griechenland, dort sein Abenteuerleben fortführend.

Dann stritten Pyrrhus, Ptolemäus, und Seleucus um das Land. Die beiden ersten schlossen Anfangs einen Theilungsvertrag, demzufolge der Arius die Grenze

zwischen ihren Herrschaften bilden sollte; dann aber vertrieb Pyrrhus den epirotischen König durch die siegreiche Schlacht von Oeissa. Doch war er nicht so glücklich in Asien gegen Seleucus; vielmehr verlor er bei Cynopédion Schlacht und Leben, so daß Macedonien dem großen Seleucidenreiche einverleibt wurde, welches Alexander's Herrschaft noch einmal in nahezu vollem Umfange vereinigte. Auch Thracien blieb dem Reiche unterworfen; nur die einst von Philipp und Alexander gebändigten Völkerschaften im Norden des Balkan an der Donau erlangten ihre volle Unabhängigkeit wieder.

Als auch Seleucus bald (280 v. Chr.) von Mörderhand fiel, brach die Verwirrung von Neuem los.

Leicht vermag man sich einen Begriff vom Zustande des Landes zu machen, wenn man bedenkt, daß alle diese Schrecknisse, Kämpfe und Werke der Zerstörung in den engen Zeitraum von etwa 40 Jahren fallen; denn 323 v. Chr. ist bekanntlich Alexander des Großen Todesjahr. Es mag in Macedonien ähnlich ausgesehen haben, wie in Deutschland am Ende des 30jährigen Krieges.

Dennoch stand man am Vorabend einer neuen Katastrophe. Die gallische Invasion brach mit elementarer Gewalt herein und überschwemmte leicht das entvölkerte Land. Ptolemaeus Keraunos, der Mörder des Seleucus, der sich auf den macedonischen Thron geschwungen und ihn 1½ Jahre lang unter unerhörten Freveln behauptete, kam dabei um. Drei gesonderte Schwärme der wilden Gefellen folgten einander unter Ceretrius, Bolg und Brennus. Der letzte und furchtbarste, an 150 000 Mann stark, drang, Alles verwüsthend, bis über Theffalien hinaus vor. Dann aber erschreckte,

v. d. Golz, Macedonien.

5



— wie die Sage geht — ein furchtbarer Sturm, mit Erdbeben vereint, die abergläubischen Barbaren in dem Augenblicke, wo sie Hand an den heiligen Tempel von Delphi legen wollten. Eilig zogen sie nach Thracien ab und zerstreuten sich nach Vorder-Asien hinein. Alle benachbarten Fürsten nahmen einzelne Schaaren in Sold. Sie dienten als Haustruppen in Bithynien, Pergamon, Syrien, Epirus, Macedonien und selbst in Karthago.

Raum waren die Gallier verschwunden, so erschien Pyrrhus von Epirus, der während der großen Krise in Italien gegen die Römer gekämpft, von Neuem, um Macedonien zu erobern. Ihm trat Antigonos von Konn, des Demetrius Sohn, und diesem hochbegabten, aber lüderlichen Fürsten, der im reiferen Alter in syrischer Gefangenschaft ruhmlos als Säufer und Spieler geendet, in seinen besseren Eigenschaften ähnlich, entgegen, um das väterliche Erbe in Anspruch zu nehmen. Antiochos Soter von Syrien ließ ihm dabei seine Unterstützung. Zwischen beiden Nebenbuhlern kam es am Mörs, der heutigen Bioss oder Bojussa, die bei Volona, nahe dem antiken Apollonia, ins adriatische Meer mündet, zur Schlacht. Antigonos ward von Pyrrhus, der einst als Jüngling mit Demetrius bei Zypus gekämpft und sich unter diesem zu einem der tüchtigsten Feldherren des Alterthums herangebildet hatte, völlig geschlagen. Pyrrhus verfolgte seinen Gegner und erstürmte Odeffa, wo sich, seit Amyntas die Hauptstadt nach Pella verlegt, noch die macedonischen Königsgräber befanden. Diese wurden nunmehr von des Siegers gallischen Soldnern zerstört. Antigonos mußte in den Osten des Reichs nach Thessalonike weichen, wo er bestrebt war, wenigstens die Küste zu halten, da der Feind keine Flotte besaß.

Aber mitten in seinen Eroberungszügen fiel Pyrrhus zu Argos, und diesen unerwarteten Glücksfall benutzte Antigonos zur Wiedereroberung des Verlorenen. Die führerlos gewordenen Epiroten wichen zurück; die gallischen Schaaren, die im Lande geblieben, wurden vernichtet. Ein neuer Staat und eine neue Dynastie erhoben sich in Macedonien. Fast nur fähige Fürsten entstammten dem Hause der Antigoniden. Schon sein Begründer und dessen Sohn Demetrius II. dehnten ihre Herrschaft wieder fast über ganz Griechenland aus. Dieser bekriegte dann noch mit Glück Pangarus, den König der Dardaner im Norden. Antigonos II. Dospo eroberte selbst Sparta, nachdem er sich den bis dahin so oft siegreich vertheidigten Isthmus eröffnet und Cleomenes III. bei Selassia geschlagen hatte. Aber auch Antigonos II. war mehr mit seinen auswärtigen Plänen, als mit dem eigenen Lande beschäftigt. Fast immer von dort abwesend, ließ er die Hauptstadt Pella allmählig veröden und verfallen, das Land noch mehr entkräften. Zu seinen Kriegen bedurfte er bereits der gallischen Söldner, und deren Unzufriedenheit und gelegentliche Aufstände mehrten die Verwüstung.

Ihm folgte Philipp III., der eine äußerlich noch immer glänzende Herrschaft übernahm, welche neben dem Stammlande Thessalien, Thracien und Vorder-Asien mit der carischen Küste umfaßte. In einem großen Theile Griechenlands standen ferner seine Besatzungen. Er war eine glänzende königliche Erscheinung, ein macedonischer „Karl der Kühne“, unternehmend, verwegen und geschickt, aber oft auch unüberlegt und unbeständig, wenig gewissenhaft in der Wahl seiner Mittel, seine Kräfte häufig zersplitternd, in den Zielen wechselnd, und am Ende Vieles beginnend, nicht ganz vollendend und

durchführend. So wollte er Griechenland endlich vollständig erobern, schloß aber zugleich ein Bündniß mit Hannibal gegen Rom, um sich im Voraus alles Land östlich des adriatischen Meeres zu sichern. Statt nun aber zunächst energisch am Kriege gegen den jung aufstrebenden, und Allen gleich gefährlichen römischen Staat Theil zu nehmen, kompromittirte er sich nur, ohne seinen Bundesgenossen zu nützen, und jagte seinen egoistischen Zielen nach. Als dann Karthago gedemüthigt und entwaffnet war, kam die Reihe an ihn, und bei Rhynokäphalä erlag seine Phalanx den Römern. Uebereilt schloß er dann Frieden, ohne seinen Bundesgenossen, Antiochus d. Gr. von Syrien, Zeit zu wirksamer Unterstützung zu lassen. Ganz Griechenland ging verloren, und der Frieden beschränkte ihn auf das eigentliche Macedonien und Thracien.

Philipp war von großer Schnelligkeit und Thatkraft, überall persönlich eingreifend, und hätte, mit größeren Mitteln versehen, trotz aller Fehler, doch vielleicht Bedeutesendes vollbringen können. Aber die Kräfte reichten für die Aufgabe, die er sich gesetzt, nicht hin. Das Land war öde geworden, alle Unwohner feindlich, sein Reich viel zu ausgedehnt für das Heer, mit dem er es vertheidigen sollte. In fortwährende Kriege verwickelt, zog er eilig hin und her, aber mehr wie ein Bandenchef; denn als ein König. Immer mußte dabei das eigentliche Macedonien besetzt bleiben, um nicht überfallen zu werden; dies schwächte seine Streitkräfte noch weiter.

Einst im Glücke ein oft perfider Tyrann, ward er im Unglück in alten Tagen ein maßvoller Fürst. Nur ein Gedanke beherrschte ihn noch: die Wiederherstellung seiner Macht und die Wiederaufnahme des Kampfes gegen Rom. Zweimal täglich, heißt es, ließ er sich den



Vertrag vorlesen, den er mit Konjul Quinctius Flaminius hatte schließen müssen.

Um das Land wieder zu bevölkern, zog er illyrische, thracische und gallische Kolonisten nach Emathien und rief auch die einst von Alexander dem Philhellenen verjagten Bottiae'er zurück. Dann verpflanzte er die griechischen Kolonisten aus den Küstenstädten ins Innere, um hier dem neu entstehenden Volke Kultur zu geben, während sie dort ohne Nutzen für ihn geworden, seit die Römer ihm seine Flotte genommen. Energische Ausbeutung seiner Bergwerke sollte ihm die finanziellen Mittel zur Bildung neuer Heere liefern. Doch mitten in der Durchführung so weit ausschauender Pläne ereilte ihn der Tod im Jahre 179 v. Chr.

Nunmehr kam Perseus, der letzte der macedonischen Könige, auf den Thron. Er begann mit guten Aussichten; denn er fand bedeutende, von Philipp gesammelte Schätze vor und ein wieder gestärktes Ansehen seines Reichs. So gelang es ihm auch, viele der alten Feinde zu veröhnen, mit den Illyriern ein Bündniß zu schließen, einen Theil von Epirus zu gewinnen, selbst in Griechenland nützliche Verbindungen anzuknüpfen, wo man vielfach bereit war, gegen die Römer loszubrechen, sobald er vorgehen würde. Auch zog er abermals Thracier und Gallier, sowie die Basterner ins Land, einen wahrscheinlich germanischen Stamm, der nördlich der Donau geseßen hatte. Allein er verstand es nicht, sich dauernd das Vertrauen seiner Bundesgenossen zu erhalten. Geiz und häufige kleinliche Einnischung in ihre Angelegenheiten entfremdete sie ihm. Endlich aber fehlte ihm der Muth zum entschlossenen Zugreifen; doch mag ihn hierbei, wie alle Zeitgenossen, schon der Schrecken des römischen Namens gelähmt haben. Statt im Jahre 171

v. Chr., als der Krieg mit Rom unvermeidlich geworden war, nach Griechenland einzubrechen und die eben erst gelandeten und sich noch rüstenden Feinde zu vernichten, wartete er ihr Vorgehen ab. Selbst einen ersten Sieg über den Consul Crassus bei Sycurium<sup>\*)</sup>, den seine Reiterei ersocht, nutzte er nicht aus, wie die Sage behauptet, um die Römer milde zu stimmen; und er begnügte sich, von ihnen ablassend, mit der Bestätigung des alten Vertrages von Rhynōskaephalaē. Ueber so schwächlichem Verhalten aber, fiel Griechenland von ihm ab, und, wenn der König nun auch glänzende Siege im Norden seines Reichs gegen wilde Völker errang, so blieben diese Erfolge doch unfruchtbar für den großen Krieg mit Rom.

Dieser aber gewährte ihm keinen Aufschub mehr. Dem, an der thessalischen Küste vorrückenden, Römerheere trat Perseus nur defensiv in fester Stellung am Enipeus, südlich Diium, zwischen dem Olymp und dem Meere, entgegen. Aber der tüchtige Consul Paulus Emilius, ein erfahrener Soldat, beschäftigte ihn in der Front und ließ ihn durch eine Seiten-Abtheilung westlich des Olymp über Petra auf schwierigen Bergpfaden umgehen. Dann trat der König einen eiligen Rückzug auf Pydna an. Dort erfolgte, 168 v. Chr., die vernichtende Entscheidungsschlacht. Perseus entfloß mit seinen Schätzen nach Samothraki, vom eigenen Volke verlassen und ward dort erst beraubt und hinterdrein gezwungen, sich den Römern zu ergeben.

Finis Macedoniae! Allein das bei Pydna unterlegene Macedonien war nicht mehr das alte hellenisch geartete Staatswesen des Philipp und Alexander mit

---

<sup>\*)</sup> Östlich des heutigen Larissa, am Fuße des Ossa.

seiner stolzen, kriegerischen und patriotischen Aristokratie und dem, in harter Arbeit zu tüchtigen Soldaten erzogenen, Bauernstande. Dies alte Macedonien war völlig aufgegangen in dem großen asiatischen Unternehmen und den Jahrzehnte hindurch fortgesetzten Versuchen, das Weltreich Alexander's des Großen nochmals zusammenzubringen. Die Römer übertranden ein halbbarbarisches Reich mit einem Mischvolke, von griechischen Kolonisten versetzt, welches eher den orientalischen Despoten glich.

Macedonien's Glück war auch sein Unglück gewesen. Durch List, Treubruch und Gewalt von großen Fürsten in einer Art geschaffen, welche dem bekannten Worte des Demosthenes: „es sei ein Reich, auf Lüge und Meineid gegründet und könne keinen Bestand haben“ einigen Schein von Wahrheit verleiht, ward es zu früh zur welthistorischen Rolle fortgerissen, und in deren Ausfüllung erschöpft. So konnte es für den Osten nicht werden, was Rom, langsamer, mehr schrittweise, aber sicherer und innerlich kräftiger sich entwickelnd, erst für den Westen und dann für die gesammte damalige Kulturwelt wurde. Zu jähes Wachsthum kann nur ephemere Universalmonarchieen erzeugen. Das beweist uns noch Napoleon I Geschick, der freilich schon bei dem Versuche scheiterte, welcher seinem Vorbilde und Abgott Alexander immerhin noch gelungen war. Das auch ist die Lehre, welche dieser kurze Streifblick auf die merkwürdige Geschichte Macedonien's uns verstehen, und die langsame und mühevollte Entwicklung zur Macht, die unser eigenes Vaterland durchzumachen hatte, als eine gnädige Fügung der Götter erkennen läßt.



Am Abend traf ich, im Güterwagen eines Lastzuges, in den mir der zuvorkommende chef de gare von Topschin einen Stuhl hatte stellen lassen, in Salonik wieder ein.

Der folgende Tag sollte der Ruhe gewidmet sein; doch nahm diese schließlich die Gestalt eines Ausflugs nach dem Chortatschdagh an. Ich gestehe offen, daß ich zuerst mit einem leisen inneren Seufzer der freundlichen, an mich ergangenen Einladung Folge leistete. Früh um 4 Uhr sollte es wieder auf und davon gehen. Man fährt etwa vier Stunden zu Wagen nach dem Dorfe Chortatschkioj, reitet dann eine Stunde zu Maulthier bergauf und steigt noch eine halbe Stunde in schönem Buchenwalde den höchsten Gipfel hinan. Hin- und Rückweg machen also eine volle Tagesparthie aus. Allein ich fand mich reichlich belohnt und freute mich des mannhafsten Entschlusses, der lässigen Natur einen kräftigen Stoß gegeben zu haben. In lebenswürdiger und anregender Gesellschaft schwand bald jede Müdigkeit und die Begegnungen flossen schnell dahin. Der Chortatschdagh bietet eine schöne Aussicht über die ganze chalcidische Halbinsel, ihre Berge und Wälder, über welche hinweg die wohlbekannte Spitze des Athos im Südosten zu uns hinüberschaut. Da unser Standpunkt, wie schon erwähnt, über 4000 Fuß hoch liegt, so ist die Umschau über Land, Meer und Golfe, sowie rückwärts über die interessanten Gegenden von Langasa und am Beschik-Gol, eine sehr weite und fesselnde; jedem Besucher von Salonik, der die Zeit dazu hat, ist der Ausflug anzurathen. Nur vermeide man die allerheißesten Tage; denn die mühselige Wagenfahrt führt meist über öde Vorberge und bietet keinen Schatten. Der Aufstieg ist ein hübsches Probestückchen von dem, was orientalische

Fuhrleute mit kleinen Pferdchen und schwerfälligen Karossen auf geradezu unglaublichen Fahrwegen zu leisten vermögen. Chortatschkioj ist ein großes Dorf und macht den Eindruck der Wohlhabenheit; es soll an 250 Häuser besitzen, müßte also 12—1300 Einwohner haben. Wir trafen gerade an einem Feiertage ein und fanden Alt und Jung im selbstgewebten Festgewande aus dunkel blauem Tuch. Auffallend war an den lang herabfallenden Röcken der Männer, die mit einer Kosakentracht entfernte Verwandtschaft zu haben scheinen, der schräge, ächt russische Schnitt der Brustklappen. Auch abgesehen davon nimmt man die Leute von Chortatschkioj für Bulgaren; doch wiesen sie selbst unsere Frage danach mit Entschiedenheit zurück. Sie bezeichneten sich als „Rum,“ als Griechen. Mit ihrer lebhaften Entrüstung über die ihnen gestellte Zumuthung erinnerten sie mich an einen griechischen Priester in Domusdere am Schwarzen Meere bei Constantinopel, der mir, auf meine Frage nach der Stammesangehörigkeit der Bewohner erklärte: „In diesem Dorfe giebt es drei Nationen: Moslems, Christen und Bulgaren.“

Bei Chortatschkioj hatte ich Gelegenheit, die primitiven Eiskwerke zu sehen, die man auf der ganzen Balkanhalbinsel findet, und deren Betrieb einen Industriezweig der Bergbewohner ausmacht. Im Schatten großer Bäume, hoch oben am Gipfel, sind durch Abdämmung kleiner Bodensenkungen mit Quellwasser künstliche Teiche geschaffen, die bis spät ins Frühjahr hinein Nachts noch gefrieren und das Eis liefern, das dann in daneben liegenden Erd- und Felskellern aufgespeichert wird, welche an die Eiskeller auf ostpreussischen Landglütern erinnern. Hier werden sie jedoch mit einer Schicht bei der Erndte klein geschnittenen Stroh's zugedeckt, nicht mit Rasen,

wie daheim. Auf Maulthierrücken wandert das Eis allnächtlich nach Salonik hinab. „Eine große Trübsal ist über uns Alle gekommen, klagte der Mouchtar\*) von Chortatschkioj, — „die Eisfabrik in Salonik, die dort im Anschluß an die jüngst gegründete große Brauerei entstanden ist.“ Wir suchten ihn damit zu trösten, daß ein rühriges Volk in solchem Falle stets etwas Neues zu finden wisse, und riefen zur Kultur der Erdbeere, die jetzt schon vortreflich gedeiht, und zum Obstbau, für den die Gegend gleichfalls geeignet sein muß.

Die Ruinen eines alten Kastells und Klosters liegen dicht am Orte, und in seiner Nähe ein Aquädukt, dessen hohe Mauerbogen den Reiz der Landschaft erhöhen. Ehemals hauste hier das blühende Geschlecht der Cortazzi, das mit einem der Comnenen nach Creta zog, die Insel wiederzuerobern, dort blieb, später in venetianische Dienste ging, um, in der kurzen Zeit der Venetianer-Herrschaft über Theffalonike, hierher zu kommen, wo es, nach der türkischen Eroberung allmählig wieder erlosch. Ein nachwachsendes Enkelgeschlecht lebt noch heute in der bekannten Smyrnioten-Familie der Whittall. —

Der Sonnenuntergang fand uns in Kalamaria am Strande. Am frühen Morgen des nächsten Tages sollte der zweite Theil des Ausflugs beginnen, die Besichtigung des neuen macedonischen Schienenweges.

---

\*) Ortsvorsteher.







#### IV.

#### Von Salonik nach Monastir.

Am frühen Morgen des 3. Juni versammelte sich unsere kleine Reisegesellschaft, die sich beim Eintreffen in Salonik getrennt hatte: Baudirektor Rapp als Oberhaupt, sein Subdirektor, Herr Chenut, Divisionsingenieur Blondeau, Advokat Lambert, Vertreter des Hauses Vitali, und ich als Amateur und alter Freund der deutschen Eisenbahnunternehmungen im Orient. Bekanntlich ist die „Société du chemin de fer Ottoman Salonique Monastir“ Inhaberin der seinerzeit von Herrn Alfred von Rauha in deren Auftrage erworbenen Concession. Die Bahn untersteht der Leitung des Herrn General-Direktor von Kuhlmann; 97 Kilometer sind bereits im Betriebe und zwar von Salonik bis Vertecop; die Reststrecke dürfte im April oder Mai 1894 eröffnet werden.

Sie theilt vorläufig noch mit der alten macedonischen Linie von Salonik nach Mitrowiza denselben Bahnhof am Nordwestende von Salonik und läuft auch eine weite Strecke ganz nahe neben ihr hin. Demnächst wird sie übrigens auf der entgegengesetzten Seite, d. h. östlich, auch von der Anfangsstrecke der Bahn nach Dedeagatsch begleitet sein. Diese soll zwischen Mace-

donien und Thracien einen sicheren Verkehr erlauben. Sie verdankt ihren Ursprung vorzugsweise militärischen Rücksichten. Seit Bulgarien aus dem unmittelbaren türkischen Staatsverbande ausgeschieden ist, beruht die Verbindung zwischen dem östlichen und westlichen Theile der europäischen Besitzungen des Sultans ausschließlich auf dem Seeverkehr. Der Landweg über Gümüldschina, Drama und Serres ist weit, beschwerlich, und er ermangelt auch einer durchgehenden großen Heerstraße. Sperrt im Kriegsfall eine feindliche Flotte die Dardanellen, oder machen deren Kreuzer das aegäische Meer unsicher, so hören die Seetransporte sowohl vom Marmarameere, als von der kleinasiatischen Küste her auf. An ein rechtzeitiges Eintreffen der Verstärkungen ist dann nicht mehr zu denken. Selbst ein stürmischer Winter kann zu dem gleichen Ergebnis führen. Die Herstellung eines Schienenweges zwischen dem macedonischen und thracischen Eisenbahnnetz ist daher ein Werk gebotener Vorsicht. Die Fortsetzung zur Hafenstadt Rodosto am Marmarameer wäre sogar sehr wünschenswerth, um hier einen unabhängigen und sicheren Einschiffungspunkt für die aus Kleinasien kommenden Truppen zu gewinnen. Der weite Umweg über Constantinopel und Kuleli Burgas (südlich Adrianopel) würde dadurch vermieden, und der Werth der strategischen Bahn bedeutend erhöht. Mit Rücksicht auf den Privatverkehr könnte man dann noch Rodosto mit der thracischen Linie, deren Station Muradli nur 30 Kilometer entfernt liegt, in Verbindung setzen. Doch bleibt diese Erweiterung einstweilen der Zukunft überlassen.

Unsere Fahrt, die uns in entgegengesetzter Richtung den macedonischen Bergen zuführte, ging zunächst durch das weite Vardar-Delta, das alte Bottiaea, wo einst

Kerres Zelte standen, und dessen nördlichen Theil ich auf dem Wege nach Pella kennen gelernt hatte. Auch hier, näher dem Meere, hat das Tiefland keineswegs den Sumpfscharakter, den die meisten Reiseschilderungen älterer Zeit ihm freigebig zusprechen. Wenn man die, Salonik umgebenden, Gärten und Pflanzungen verlassen hat, so folgt freilich ein öder Strich. Aber schon hinter dem Galico beginnen die Getreidefelder. Der fruchtbare Boden bewährt seine treibende Kraft überall. Die Gerstenfelder rechts und links hatten sich fast durchweg gelagert. Der Weizen, noch jünger, stand aufrecht. Wilder Mohn wuchert auf Rainen und Grabenrändern, andeutend, daß auch die Opiumkultur hier möglich ist. Bald kamen wir an dem großen Ort Tefeli vorüber, einst das erste „Menfil-hane“ — Station zum Pferde- wechsel und zur Nachtruhe — auf der alten Straße nach Monastir. Es ist ein stattliches Dorf mit dem charakteristischen Merkmal der macedonischen Landsitze, dem zweistöckigen, thurmähnlichen Herrenhause, wie man sie in Anatolien nicht findet. Halb Wohnhaus, halb festes Schloß, dienen diese Gebäude zum Sommeritz und Schutzthurm gegen Briganten zu gleicher Zeit. Zuweilen soll der Thurm auf größeren Besitzungen vom Herrenhause gesondert, aber mit diesem durch einen gedeckten Gang verbunden, angelegt sein, und man zog sich, wenn Gefahr drohte, dahin zurück. Die Zeiten haben sich geändert. Die Umgegend von Salonik ist heute sicher, aber das Andenken ist geblieben. Noch jetzt ist es beim Volke Sprachgebrauch, von dem Reichen, der sich in der ländlichen Sommerfrische befindet, zu sagen: „Er ist auf seinem Thurm.“

Eine schöne Metallbrücke führt den Zug über den Bardar, eine andere, weniger bedeutende, bald dahinter



über den Karaasmaß, den alten Iudias, der den See von Zenidje Bardar durchströmt. Die Ebene bleibt zum größten Theile fruchtbar und wohlangebaut. Nur kurze Strecken liegen unbestellt. Freilich steht das Wasser nahe der Oberfläche, und die große Zahl von Störchen, die in Wiesen und Feldern den Fröschen nachstellen, geben Zeugniß von der überall herrschenden Feuchtigkeith des Bodens. Dennoch ist die Ebene — die „Rampagnia“ Macedoniens — gut bevölkert. Zu beiden Seiten der Bahn folgen sich die Dörfer in einer Reihe, die nur durch Bücken von wenig Kilometern freien Raumes unterbrochen wird. Die meisten sind in Grün gekleidet. Bäume, rothe Dächer, weiße Mauern und ringsum ausgedehnte Getreidfelder würden uns, bis auf die geringere Sorgfalt in der Bodenkultur, sehr an eine der norddeutschen Tiefebeneu erinnern, tauchten nicht vor unseren Blicken die dunkelblauen Gebirgsmassen ringsumher auf.

Den Fuß der Berge erreicht man bei der Station Karaferia, 70 Kilometer von Salonik, dem alten Borrea. Die Stadt liegt in einiger Entfernung vom Bahnhofe auf den Vorbergen in herrlicher Lage zwischen Wäldchen, Obstbäumen und Weinbergen. Zwölf Minarets und eine Anzahl Kuppeln überragen im grünen Laube den hübschen Ort. Dahinter steigt die tiefblaue Bergwand empor, auf halber Höhe wieder von einer weißen Wolkenschicht getheilt, über die der Doxa und andere Berge ihr noch vom Schnee bedecktes Haupt erheben. Karaferia ist ein Brussa im Kleinen. Es soll in seiner Umgebung Parteen von großer landschaftlicher Schönheit geben, und vielfach wird der Stadt in dieser Beziehung noch der Vorrang vor dem nahen Bodena ertheilt. Die Stadt ist nicht unbedeutend. Bianconi's „carto commerciale“ giebt ihr, wohl etwas zu hoch, 19000 Ein-

wohner. Ein wenig südlich von Karasferia sieht man deutlich an der Bergwand den tiefen Spalt, dem der Indje Karassu, die Bistrika, entströmt, ähnlich wie der Saccaria bei Bezierhan. Auch hier ist die Schlucht so eng, daß neben dem Wasser kein Raum für die Straße bleibt, welche daher die seitlichen Höhen hinaufsteigen muß.

Die Bahn folgt jetzt dem baumreichen Fuß der Gebirge in nördlicher Richtung. Obstpflanzungen, Weinberge und Olivenwäldchen wechseln hier miteinander ab. Die Hänge sind sehr fruchtbar und gut angebaut. Das Städtchen Niauxta oder Agostos liegt seiwärts auf der Anhöhe wie Karasferia. Dann folgt im Thale eine auffallend schöne Baumgruppe, welche eine Quelle und die Ruinen eines Venuskempels bergen soll; man entfernt sich hierauf ein wenig vom Gebirgsfuße und erreicht Vertekop, 97 Kilometer von Salonik entfernt.

Ein vortreffliches Frühstück überraschte uns dort in der improvisirten Hotelbaracke, wir wir es hier, entfernt von den Genüssen der großen Welt, gar nicht erwarteten, und stärkte uns zur Wanderung auf den im Bau befindlichen Strecken. Bald hinter Vertekop beginnt der Aufstieg.

Die Nicia oder Voda, ein nur kurzer, aber wasserreicher Bach entströmt dort den Bergen, um, vereint mit der Moglenitza, den See von Genidje Bardar zu bilden. Aber ihr breites, fruchtbares Thal kann nicht zur Emporführung der Bahnlinie benutzt werden, denn 10 Kilometer von seinem Austritt zur Ebene, wird es durch jene merkwürdige Felsstufe jäh unterbrochen, welche dort quer über die Tiefe von einer Seitenwand zur anderen hinwegzieht, und auf dessen oberer Kante Vodena liegt. Eine zweite ähnliche, wenn auch weniger hohe Stufe findet sich bei Vladova etwas weiter oberhalb. Beide

zusammen und die allgemeine Senkung des Thales ergeben einen Höhenunterschied von nahe an 450 Metern; denn Bahnhof Bertekop ist 31 m, Bahnhof Bladowa 481 m über dem Meerespiegel gelegen. Um diese bedeutende Höhe mit der äußerst zulässigen Steigung von 25 Millimetern auf den laufenden Meter zu erklimmen, brauchte man eine Längenentwicklung von 18 Kilometern, 6 Kilometer mehr, als das Thal darbietet; denn Bertekop und Bladowa sind in der Luftlinie nur 12 Kilometer von einander entfernt. Diese Verlängerung konnte nur durch Verlassen der Thalsohle unter Ausnutzung der seitlichen Berglehne gewonnen werden. Jeder derartige gezwungene Aufstieg erfordert naturgemäß zahlreiche Kunstbauten, hohe Dämme und tiefe Einschnitte, Tunnel und Viadukte. In tiefen Schleifen müssen Bergnasen umgangen und dann wieder die Seitenthäler ausgefahren werden. Das Tracé erscheint, wie man bei näherem Studium erkennt, als ein Meisterwerk in der Benutzung der Bodenformen. Noch ist die Strecke im Bau, und reges Leben herrscht in den bisher so stillen Bergen. Die hohen Metallviadukte werden montirt, dreizehn Tunnel in eifriger Arbeit durch die Bergwände hindurchgetrieben, und überall hämmert, klopft, sprengt und gräbt man Seitenwege, Werkstätten, Materialdepots, Arbeiterwohnungen, Kantinen sind längs der Linie, wie immer, entstanden. Es entrollt sich vor uns das bekannte, vielbewegte Bild der entstehenden Bahnlinie, wie es uns von Anatolien her bekannt ist, mit dem bunten Völkergemisch, welches die Jagd nach Arbeit jedesmal zusammengeführt. Doch soll leidliche Eintracht unter den verschiedenen Nationalitäten herrschen. Bei einem Feste, das die Unternehmer nach dem Durchbruch des längsten Tunnels ihren Arbeitern gegeben, saßen Bulgaren,



Griechen, Armenier, Serben, Italiener, Franzosen, Deutsche, Kroaten, Dalmatiner, Türken u. s. w. friedfertig neben einander. Die Albanesen, deren kriegerische Instinkte zwar weltbekannt sind, die sich aber trotzdem nicht gern in laute Händel mischen, erschienen drei Stunden vorher an den langen Tafeln, um ihrer Plätze ohne Streit sicher zu sein.

Bald nach dem ersten Aufstieg gewinnt man noch einmal einen schönen Blick rückwärts auf die tiefgrüne Ebene von Zenidje Vardar, auf den Golf von Salonik, die Stadt und den Chortatsch-Dagh, auf dessen Spitze ich Tags zuvor gestanden. Dann nimmt man Abschied von der Vardar-Ebene und erblickt gegen Westen hin Bodena, in höchst malerischer Lage, auf der das Thal quer durchschneidenden, senkrecht abstürzenden Felsstufe von nahe an 200 Meter Höhe. Das Gestein ist verwittert, große Höhlen haben sich darin gebildet, die man selbst aus der Ferne erkennt. Die ganze Wand aber hat sich mit Grün besponnen. Darüber thronen die Häuser und Kirchen der Stadt, von hohen Bäumen beschattet. Deutlich erkennt man den stattlichen Bau des Erzbischof-Sitzes. Dazwischen stürzen Kaskaden hervor, und fallen schäumend in die Tiefe hinab.

Aber unser Weg bis dahin war noch weit und schwierig. Auf schmalen Steigen bergauf und bergab, über die Arbeiten hinweg, theils zu Pferde, theils zu Fuß durch tiefe Schluchten und die im inneren Ausbau begriffenen Tunnel, deren Durchschreitung, mit kleinen Grubenlampen in der Hand, lebhaft an den Besuch eines Bergwerkes erinnert, erreichen wir erst gegen Sonnenuntergang die Stadt, unser Reiseziel, für heute. Unter dem hellgrünen Dach gewaltiger Platanen, zwischen dichtbepflanzten Maulbeer- und Obstgärten hindurch, über

die rauschenden Wasser der verschiedenen Arme der Nica hinweg, hielten wir unseren Einzug in die Stadt. Die Straßen in der Mitte sind eng, die Häuser hoch und aus Stein gebaut, mehr ein italienisches als orientalisches Gepräge zeigend. An den Kern aber schließen sich, wie überall hier zu Lande, dorfähnliche Vorstädte und die Barackenstraße des Bazars. Der Raum für den Anbau ist nur gering, denn zu beiden Seiten steigen hohe Bergwände empor. Das dazwischenliegende Thal ist, selbst oberhalb der Stufe, die wir geschildert, von unglaublicher Ueppigkeit und Fruchtbarkeit.

Vodena hat, wie wir gesehen, eine reiche Geschichte. Von Philipps erstem Kriegszuge gegen die Pelagonier bis zur türkischen Eroberung hin, sind alle Heere, die vom Abendlande nach Osten oder in umgekehrter Richtung marschirten, durch diesen Engpaß in die Ebene am Vardar hinabgestiegen, oder aus dieser in die Gebirge vorgedrungen. Es gibt keinen anderen natürlichen Durchgang durch die enggeschlossenen Bergketten, welche sich von der griechischen Grenze bis hinauf zum oberen Vardar ziehen und das Becken dieses Flusses von der Ebene von Monastir und dem dahinter sich aufthürmenden albanischen Hochlande scheiden.

Gerade bei Vodena ließ dieser Durchgang sich am ehesten schließen. Der Besitz der Stadt war deshalb für alle Heerführer wichtig. Das alte Edessa, oder Megae, hatte für die macedonischen Könige auch deshalb so hohe Bedeutung, weil es den Zutritt zu beiden Ebenen gewährte, derjenigen am Vardar und der pelagonischen bei dem heutigen Monastir. Trotz seiner Wichtigkeit ist Vodena indessen wohl niemals sehr viel größer gewesen als heute, wo es an 14,000 Einwohner zählen soll. Die Schwierigkeit der Ausdehnung mag auch für König

Amynthas und für Philipp die Ursache gewesen sein, statt Megae das in der Ebene gelegene Pella zu wählen. Freilich stand wohl ein Theil der antiken Stadt in der Tiefe am Fuß der Felswand, aber auch hier sind der Ausdehnung durch die Bergwände Schranken gesetzt.

Als die Sonne unterging, genossen wir noch die herrliche Aussicht von der Höhe der Felsenterrasse auf das Thal und sein dichtes Meer von Grün, aus dem in einiger Entfernung die weißen Mauern und stattlichen Thürme des Klosters *Ma Triada* auftauchen. Darüber hinweg schweift der Blick über die Ebene bis zum Meer, bis Salonik und dem *Chortatsch*, dessen zarte Linien sich am Horizont erkennen lassen. Zur Seite und hinter uns erhebt sich das Hochgebirge mit seinem Schneeglanz und neben uns rauschen die Kaskaden durch das Laub. „In diese Gegend dürfen wir die *Midasgärten* denken, wo nach Herodot die Rosen wild wachsen, jede von sechzig Blättern und ungemeinem Wohlgeruch und wo einst *Silen* gefangen wurde, und der *Bermios* darüber ragt, unersteigbar von Schnee.\*) Die Rosen scheinen noch heute in *Bodena* ihre Rolle zu spielen. Die meisten Frauen trugen eine Rose im Haar und es ist eine hübsche altmacedonische Sitte, am 1. Mai die Gräber seiner Lieben mit Rosen zu bekränzen. Sie erinnert uns an die Bedeutung, welche der Rosenstrauch in der *Nidrilisnacht* für die anatolischen Tüfkenmädchen hat.

Hinsichtlich der merkwürdigen Naturgestalt der Umgegend hat wohl der Göttinger Professor *Griesebach*\*\*) Recht, der behauptet, die *Nicia* sei hier einst durch unterirdische Spalten und Kanäle direkt vom Oberlauf her

\*) Braun, *Historische Landschaften* S. 174.

\*\*) *Griesebach*. Reise durch Rumelien und nach Brussa im Jahre 1839. Göttingen 1841.



in die Tiefe geströmt, unter der Felswand hindurch, auf der die Stadt steht. Tiefe Spalten, die noch heute im Hintergrunde der Grotten sichtbar sein sollen, deuten die ehemaligen Wege an, welche das Wasser genommen. Berschwinnende und in der Ferne wieder auftauchende Flußläufe sind in diesem Theile der Balkanhalbinsel keine Seltenheit; Cousinéry\*) erklärt die merkwürdigen Quellen bei Paleo Castro am Fuße des Pajik, die zum Rudias abfließen, für einen hier zu Tage tretenden Arm des Bardar. Jene Behauptung über den Nicialauf stützt sich auch auf alte Schriftsteller. Glycas und Cedrenus stimmen mit Griesebach's Annahmen überein. Nach dem letzteren von Beiden hatte die Nicia noch zu Beginn des 12. Jahrhunderts ihren unterirdischen Abfluß. Erst später verschloß sich dieser durch Ausscheidungen der Bergwasser. Dann entstand oben auf der Terrasse ein See, der in den Historien des Joannes Kantacuzenos gelegentlich der Belagerung von 1350 erwähnt wird. Dieser See nun floß endlich über und bildete die Kaskaden, die jetzt langsam im Laufe der Jahrtausende die Felsmauer von Neuem durchsägen werden.

Die Erbauung der Bahn bei Vodena hat im Sommer vielfache Störung durch massenhafte Fiebererkrankungen unter den Arbeitern erlitten. Doch mögen besondere Umstände dazu beigetragen haben. Die Hitze wird an den schattenlosen, gegen Süden gewendeten Bergabhängen sehr groß, und der Durst nicht minder. Dieser ist dann von den Erschöpften überreichlich mit allen, irgendwo aus dem Erdreich quellenden, Wassern gelöscht worden, welche natürlich zum Theil ungesund sein müssen.

---

\*) Cousinéry. Voyage dans la Macedoine. Paris 1831.

In Bodena selbst klagt man nicht, vielmehr loben die Bewohner das Klima ihrer Stadt. Griesebach genoß daselbst bei seiner Durchreise die Gastfreundschaft eines griechischen Bischofs, der zuvor in Stambul und dann in Brussa gewesen war, und der sich begreiflicherweise anfangs in der kleinen Bergstadt nicht gefiel. Doch bald hatte der geistliche Herr, dem der Reisende vielerlei werthvolle Aufschlüsse verdankte, sich so an seinen neuen Aufenthalt gewöhnt und ihn so lieb gewonnen, daß er ihn nicht mehr mit seinen beiden vielgepriesenen Hauptstädten vertauschen mochte. Er wünschte, zeitlebens in Bodena zu bleiben. „Nirgends ist das Wasser so rein und so kalt“, versicherte er den Gastfreund, „nirgends die Luft so gesund, im Winter milde und im Sommer kühl; nirgends sah ich aus meiner Wohnung so viel fruchtbares und von Gott gesegnetes Land ausgebreitet, wie hier.“

Leake, der Bodena sah, ertheilt der Stadt und ihrer Lage den Vorzug vor den schönsten Orten Griechenlands, und Cousinérh, der vor Griesebach dort war, ist des Lobes voll. Er berichtet von dem merkwürdigen Echo der Grotten, welches seine Albanesen, als sie sich dem Orte näherten, durch das Abfeuern ihrer Gewehre erweckten. Die Grotten untersuchte er genau und fand merkwürdige Stalagthytenformen darin, wovon er einige besonders schöne Exemplare mitnahm. In den klaren Wassern der Nicia namentlich dort, wo die herabstürzenden Kaskaden am Fuße der Felswand tiefe Bassins gebildet hatten, gab es zu seiner Zeit Forellen, welche die jungen Bursche des Orts tauchend mit der Hand fingen. Heute bekommt man sie nur noch sehr selten. Flußkrebse hat die Nicia dagegen in reicherm Maße aufzuweisen, und wir überzeugten uns am Abende, im

gaftlichen Hauſe des Diviſions-Ingenieurs Blondeau, der in Bodena ſeinen Sitz hatte, gründlich von ihrer guten Art, wenn ſie auch unſeren heimischen Odkrebſen an Größe erheblich nachſtehen.

An Alterthümern iſt die Stadt nicht gerade reich. Bei den Belagerungen, die ſie zu beſtehen hatte, und in den zahlreichen Kämpfen, deren Zeuge ſie war, ſind ihre antiken Prachtbauten zu Grunde gegangen. Von den macedoniſchen Königsgräbern iſt keine Spur mehr zu entdecken; die galliſchen Söldner des Pyrrhus müſſen gründlich damit ausgeräumt haben. Couſinéry erwähnt noch des Kolossal-Torſo eines Pferdes in weißem Marmor, der Mauerreſte, die er in der Tiefe fand, einiger Inſchriftenſteine, deren Kopien er jedoch ſpäter verlor, und der zehn Säulen, die er in der Metropole des erzbischöflichen Palaſtes ſah. Er bezeichnete ſie als ſchöne Stücke in verde antico\*) und behauptet, durch Erkundigungen feſtgeſtellt zu haben, daß die Steinbrüche, aus denen man dieſes koſtbare Material gewann, in der Nähe gelegen ſeien. Bergkryſtall, der angeblich dort gefunden war, wurde ihm ebenfalls vorgelegt.

Hahn, der Bodena im Winter beſuchte,\*\*) ſo daß er die Gegend von Laub entkleidet fand, ſchreibt: „Dies iſt der Ort, welchem alle Reiſenden der Südoſthalbinsel den Apfel der Schönheit zuerkennen. Auf eiſkalttem Boden ſtehend und von ſeinem Sprühregen bethaut, koſtete es einige Mühe, die uns anſtarrende Reiſerwelt mit üppigem Grün zu bekleiden, und das Geſammtbild mit dem Zauber ſüdlichen Lichts zu vergolden, als es

\*) Griefebach erwähnt nur einiger Säulen in jener Kirche als ſehenswerth, ohne ſie als verde antico zu bezeichnen.

\*\*) Zu Ende 1858. J. G. von Hahn. Reiſe von Belgrad nach Salonik. Wien 1868.



uns aber gelungen war, begriffen wir den feenhaften Eindruck, welchen es zur rechten Zeit und im rechten Lichte auf den Naturfreund üben müsse. Gleichwohl gehört Bodena zu den Bildern, die sich nicht malen lassen, denn, von unten betrachtet, fehlt es der geraden, die ganze Breite füllende Felsmauer an allem Hintergrunde, und, um diesen zu gewinnen, müßte man so hoch steigen und so weit zurückgehen, daß aller Vordergrund, ja selbst der Mittelgrund verloren ginge.

Den Abstieg in die Tiefe, von wo dies Bild aufgefaßt ist, mußte ich bis auf die Rückkehr verschieben, da ich für dies Mal nicht die nöthige Zeit dazu fand.

Am frühen Morgen des 4. Juni saßen wir wieder im Sattel, und die Besichtigung der Arbeiten nahm ihren Fortgang, wie gestern über Viadukte und durch Tunnel. Baudirektor Rapp gehört zu den Männern, welche die Gabe besitzen, mit Erfolg hohe Anforderungen an Andere zu stellen, eine Gabe, die nach Clausenitz viel seltener ist, als die Fähigkeit, solchen Anforderungen Genüge zu leisten. Unsere Reisetage wurden gut ausgenutzt und keine Zeit verloren. — Wir ritten den Berghang nördlich Bodena hinan, an den sich die Linie, in tiefer Schleife eine Seitenschlucht ausfahrend, und in fortwährenden Windungen nach dem nahen, an der Nica oberhalb liegenden Dorfe Vladova hinzieht.

Oft boten sich uns fesselnde Rückblicke auf Bodena, während vor uns näher und näher der Kaimaktjshan seinen schneebedeckten Rücken zeigt. Er hat 2517 Meter Meereshöhe, kommt also dem mythischen Olymp bei Brussa gleich. Noch bleibt das Thal reich an Vegetation und von hoher Schönheit. Erst jenseits Vladova beginnt es einförmiger zu werden, und die Landschaft nimmt ein düsteres Kolorit an. Sie ist ernster, groß-

artiger und imposanter, als drüben in Anatolien, so weit es von der Eisenbahn nach Angora durchschnitten wird. Dort wieder ist sie farbiger und lieblicher, zumal durch den reichen Baumschmuck. Bei Vladova liegt der bedeutendste Kunstbau der Strecke, ein 680 Meter langer Tunnel, der einzige, der damals noch nicht vollkommen hatte durchgebrochen werden können.\*) Der feste Stein leistete den Pulversprengungen hartnäckigen Widerstand, und die Hohe Pforte ist dynamitschen, so daß ein kräftigeres Sprengmittel nicht angewendet werden darf. Ich machte nur die erste Kletterparthie auf der Eingangsseite mit, und entband mich von der zweiten an der Ausgangsseite um so leichteren Herzens, als dies seit gestern Mittag der dreizehnte Tunnel war, den ich sah. Auch im Orient gilt diese Zahl als verhängnißvoll.

„Tschok marifetli bir schei“ (eine höchst künstliche Sache) meinte der alte Saptieh, der neben mir stand, auf sein stark verrostetes Tabatièregewehr gestützt, und schüttelte den Kopf. „Ich habe noch nie so etwas gesehen und bin doch schon über 30 Jahre im Dienst.“ Dann ließ er sich in eine längere Unterhaltung mit mir ein, die in der Erörterung der Kardinalsfrage gipfelte: „ob die Baugesellschaft den Saptieh's der Bewachung am Ende wohl noch eine Gratifikation zahlen werde oder nicht?“ „Freilich,“ setzte er hinzu, „sind wir vom Padischah bezahlt; der Padischah ist sehr reich, jeder Saptieh zu Fuß erhält  $6\frac{1}{2}$ , jeder zu Pferde 13 Medschidié monatlich.\*\*) Da ich im grauen Civilanzuge mit breitfräpfigem Filzhute als ein halbes Landeskind nicht

\*) Der Durchbruch ist inzwischen erfolgt.

\*\*) Nach unserem Gelde 22 resp. 44 Mark. Die berittenen Saptiehs haben dafür ihr Pferd selbst zu beschaffen und zu unterhalten.

kenntlich war, freute er sich über meine Kenntnisse seiner Sprache: „Wo hast Du denn türkisch gelernt?“ „Ein wenig hier im Lande.“ „Da hast Du recht gethan; wer in ein fremdes Land kommt, muß seine Sprache kennen!“

Bladova hat sich, nach dem Beispiel von Bodena in eine Hotelfstadt verwandelt mit den stolzesten Namen, als befände man sich auf einem Boulevard von Paris; und buntes Leben und Treiben aller Nationalitäten herrscht im Orte. Dahinter überschreitet die Linie die sumpfigen Wiesen der Nicia, die auch mit dem Namen Bodena-Esu bezeichnet wird;\*) dann führt sie im engeren Thale an buschigen Abhängen entlang, beim Moharrem Han, einer einsamen Häusergruppe an der Chaussee von Bodena nach Monastir, vorüber, ersteigt die auf 551 Meter liegende Paßhöhe zwischen dem Thale von Bladowa und dem Nitrowocee, und senkt sich zu diesem hinab.

Nahle, bedeutende Berge umgeben das Nordende des Sees; nur in der Tiefe auf der das Becken fortsetzenden Wiese stehen ein paar große Bäume. Zur Rechten erscheinen die Schneefelder des Kaimaktichalan sehr nahe; vor uns liegt der grünblaue Wasserspiegel. Nach einigen Kilometern am Seeufer, mit welchen man eine Bergnase umgeht, die von der Landstraße gerade überschritten wird, öffnet sich zur Rechten eine weite Nische in der Bergwand, an deren Beginn der Flecken Nitrowo liegt. Hier hielten wir die Mittagsrast. Gegenüber im See taucht eine Insel auf, welche die Reste einer Moschee und Spuren antiker Bauten trägt. Viel-

---

\*) Auch bei Bladova stürzen die Wasser in Kaskaden von einer Felsstufe herab.



leicht lag der Ort einst dort, an der Stätte eines antiken Kastells.\*)

Neu gestärkt durch kurze Ruhe setzte unsere kleine Karawane sich durch einen flotten Galopp von 4 Kilometern schnell über die ebene Bodensfläche der Thalnische hinweg, und, trotz des mühsamen Morgenritts, griffen unsere kleinen Pferdchen frisch aus. — Dann hält sich die Bahnlinie zwischen dem See und steil anstrebenden Felswänden, an denen entlang ein schwindelnder Reitpfad bisher die einzige Verbindung zwischen den Dörfern des Seeufers bildete.

Im Dorfe Patelic schlugen wir gegen Abend unser Nachtquartier im Hause des Sektions-Ingenieurs Pierjon auf, der sich dort erst kürzlich mit seiner aus Frankreich gekommenen Familie eingerichtet hatte. Ein großer ummauerter Hof öffnete uns sein Thor. Im Innern lag auf einer Seite das zweistöckige Wohnhaus, auf zwei anderen zogen sich die niedrigen Wirthschaftsgebäude hin. Alles war sehr solide aus Stein gebaut. Steine und Kalk sind freilich hier die wohlfeilsten Baumaterialien. Jedes Gehöft in dem einsamen Dorfe glich einer kleinen Festung für sich; es fehlten sogar an den Ecken die flankirenden Ausguckthürme mit engen Schießscharten nicht. Jetzt ist das Land sicher; aber vor Zeiten mag es für einen reichen Bey oder Agha dieser Gegend wohl gerathen gewesen sein, sein Haus zugleich ein vertheidig-

---

\*) Leider enthält auch Griesebach's Bericht nichts Näheres über diese kleine Insel und ihre Bautenreste, obgleich dieser Gelehrte jene Gegenden am genauesten durchforschte. Der im Lande verbreiteten Annahme, der Ostrowosee habe einen unterirdischen Abfluß zur Nica widerspricht er, auf Grund der geognostischen Beschaffenheit des Terrains, entschieden. Griesebach, Reise durch Rumelien. S. 152, 153.

gungsfähiges Kastell sein zu lassen. In Ostrowo waren auch wir einem Transport von Gefangenen begegnet, sie sollten einer Bande von Strolchen angehört haben, welche sich erst lezthm in den Bergen aufgethan.

Als die Sonne sich zum Horizont neigte, wurde übrigens auch diese öd-rauhe Landschaft durch die glühend rothen und violetten Töne und durch das tiefe Blau des Sees für eine halbe Stunde mit eigenthümlichen Reizen verklärt.

Wie in Bodena, wo Herrn Blondeau's gastliches Haus uns aufgenommen, so folgte auch hier ein heiterer Abend für die nach des Tages Last und Hitze froh vereinigte Reisegesellschaft, und dann eine kurze Nachtruhe.

Der Beruf des Eisenbahn-Ingenieurs im fremden Lande fordert, wo so energisch gearbeitet wird wie hier, uns unbedingte Achtung ab. Tags über zu Pferde, oder in heißer Sonne auf den Baustätten zu sein, auf ermüdenden steilen Bergpfaden in ununterbrochener, beaufsichtigender und anordnender Thätigkeit, um dann am Abend, und oft bis in die Nacht hinein, zu entwerfen und zu berechnen, unter Umständen, wo jeder Irrthum sich sogleich fühlbar macht, wird nur kräftigen Naturen möglich sein. Der Beruf stählt jedenfalls die Energie des Körpers und Geistes, und er muß eine sehr gute Vorschule für den Krieg sein. Der Stab des Baudirektor Kapp, meist aus der école centrale in Paris hervorgegangen, oder praktisch in den Unternehmungen des Grafen Vitali gebildet, machte einen vortrefflichen Eindruck, und es ist mir erklärlich geworden, wie die zweite französische Republik in dem Corps ihrer Civilingenieure in Eile eine so große Anzahl von tüchtigen Generalstabsoffizieren für die Hülfarmee hat finden können.

Am nächsten Tage, dem 5. Juni, sollte Monastir erreicht werden. Längs der Eisenbahntrasse sind es 70 Kilometer bis dorthin. Da unterwegs auf vielfachen Aufenthalt zu rechnen war, so stand uns eine ganz erhebliche Tagesleistung bevor.

Die Bahn verläßt nahe Patellie den See und führt bei dem Orte Sorovitsch, einem Landgute Réouf Pascha's, des Müschirs der Garden in Constantinopel, vorüber, um dann noch einmal, in der Richtung auf das 30 Kilometer südlich Monastir gelegene Städtchen Florina in sanftem Aufstieg einen Paß von 751,5 Meter Seeshöhe zu übersteigen. Nur noch einige Kunstbauten sind hier nothwendig geworden; im Allgemeinen gestaltet sich der Schienenweg weit einfacher, als beim ersten Aufstieg. Zu unserer Rechten am Berghange ließen wir das, allen Reisenden dieser Gegend wohl bekannte Dorf Vanika liegen, die gewöhnliche Nachtstation zwischen Monastir und Bodena. Dann öffnete sich bald vor uns die weite Ebene von Monastir; doch war der Blick von hier aus, wo wir nur wenig über derselben standen, nicht so großartig, als wir ihn Tags darauf von der Paßhöhe bei Vanika genossen. Auch theilt sie sich in zwei von einander wieder durch eine Bodenanschwellung geschiedene Theile und unser Auge überschaute zunächst nur den oberen und kleineren Theil, in dessen Hintergrunde Florina am Fuße der Gebirge liegt. Erst allmählig im Vorschreiten öffnete sich uns der Blick in das getreidereiche Pelagonien \*) vollkommen, das sich bis in weite Ferne vor uns von Süden nach Norden hinstreckt. Drei bedeutende Städte liegen darin, Florina am Südende, Monastir in der Mitte, Prilip \*\*) am Nordende. Hohe

\*) Die Ebene von Monastir macht den größten Theil dieser alten Landschaft aus.

\*\*) Türkisch: Pirlibe.



Gebirgszüge begleiten sie, — zu unserer Rechten, also im Osten, der Kaimaktschalan, den wir auf unserem Wege im Ost, Süd und West nunmehr ganz umgangen haben, und die Seltsehe planina, eine geschlossene, steil zur Ebene abfallende Kette — zur Linken im Westen, fast parallel, die Suchagora, noch bedeutender als jene, waldiger und mehr gegliedert. Sie endet bei Monastir in dem steilen, kühn geformten Regal des Peristeri, der die Höhe von 2359 Metern erreicht. Wir selbst stehen über 600 Meter hoch und befinden uns in einem ganz nordischen Klima. Trotz des Junitages ist die Luft frisch und angenehm, woran die Nähe der Schneefelder unzweifelhaft nicht geringen Antheil hat. Ein liebliches Landschaftsbild umgiebt uns: „Nature has done much for the happiness of man in this lovely country“ sagt Spencer mit Recht von dieser schönen Ebene.\*)

Wir ritten zwischen wogenden Roggen- und Gerstenfeldern hin, seltener ist der Weizen, doch sahen wir auch davon nicht unbedeutende Schläge; ferner ist der Anbau von Futterkräutern, namentlich einer Wickenart (Burd-schak) zur Viehernahrung hier noch ausgedehnter als in der Bardarebene, wo ich ihn zuerst antraf. Er ist stets das sichere Anzeichen einer höheren Kultur, die auf reichliche Viehverforgung Bedacht nimmt. Die Felder sind regelmäßig abgetheilt und besser bestellt, als es sonst auf türkischem Boden üblich ist.

Aber noch anderes erinnert uns an die nordische Heimath; zahlreiche Dörfer füllen die Ebene, namentlich

\*) Edmund Spencer: *Travels in European Turkey* in 1851. London 1851. Auch Griesbach, der nicht zu Enthusiasmus neigt, schildert die Fruchtbarkeit der Ebene von Monastir, die er vom Kloster Bucovo aus über sah, sehr lebhaft. W.'s Reise durch Rumelien S. 210.

am Bergrande entlang, wo sich Ort an Ort reiht. Allein auf der Westseite zählt man auf der Strecke von Florina bis Monastir hin an 40 Dörfer, Weiler und Landgüter. Alle sind von Bäumen umgeben, darunter ein guter Bekannter aus meiner ostpreussischen Heimath, die schlanke Pyramidenpappel, die dort alle Güter aus älterer Zeit umkränzt. In den Wiesen, an Gräben und Wegen, stehen Weiden. Weiße Glockenthürme, aus aufeinander gestellten Bogen bestehend, mit flachem Dache, geben den Dörfern ein besonders freundliches Ansehen. Zudem hat ein jeder Ort seinen Konak, sein Herrenhaus; denn das Land hier gehört den Pascha's, Bey's und Algha's. Der bedeutendste von ihnen ist Isset Pascha von Florina, dem der ganze südliche Theil der Ebene gehört und der dort eine unbedingte Autorität ausübt. Er ist, wie man behauptet ein alter Räuberhauptmann, ein Riese von Gestalt, fast sieben Schuh hoch und von großer Körperkraft. Wir hatten gehofft, die berühmte Persönlichkeit selbst kennen zu lernen, aber der Pascha ließ sich nicht sehen. Er sandte uns nur anderen Tages seinen Baschkiatib nach Vaniza zu Verhandlungen entgegen, einen jungen, gleichfalls hochaufgeschossenen Bulgaren in der Nationaltracht, der sich seiner Vertrauensstellung wohl bewußt zu sein schien, und der so auftrat, wie ein Mann, welcher ohne sich irgendwie Zwang anzuthun, doch darauf bedacht ist, seiner Würde nichts zu vergeben. Ein reichbewaffneter Kawaß begleitete ihn.

An den Konak schließen sich in der Regel die kleineren Höfe der „Ortakdschi's, der Kleinpächter, die mit dem Grundherrschaft das Land auf den halben Ertrag gemeinsam bewirthschaften. Isset Pascha soll auch wohl Land an die kleinen Leute verkaufen. Da diese aber den Kaufpreis meist nicht baar zahlen können; so müssen

sie ihm die Ernte verpfänden, von der er seinen Theil nach bestimmten Preisen nimmt, um sich daran für die Zinsen seines Kapitals schadlos zu halten. Das klingt höchst patriarchalisch = tyrannisch, aber das Volk der Gegend soll sich dabei besser befinden, als in anderen Provinzen des Reichs. Der Feudalismus scheint hier bisher noch am Platze gewesen zu sein. Ein selbständiger Kleinbauer hätte bei der früher herrschenden Unsicherheit gar nicht die Mittel gehabt, sein Getreide zu exportiren; der Feudalherr, der ihn wohl ausfog, schützte ihn darum doch auch gegen räuberische Ueberfälle und Beamtenwillkür. Jetzt Pascha hält sein Gebiet frei von Briganten. Die Masse der Bewohner des glatten Landes sind Bulgaren, bekanntlich die tüchtigsten Feldarbeiter, sie haben sicherlich ihr Verdienst um den guten Anbau. An den Abhängen ziehen sich Obst- und Weinbau noch mehrere hundert Fuß von der Thalsohle hinauf. Auch die Viehzucht scheint ziemlich ausgedehnt zu sein, wenn sie gleich auf tiefer Stufe steht. Leider sind die Gebirge gegen das Thal hin entwaldet, doch soll es im Innern noch bedeutende Forsten geben.

Die Eröffnung der Eisenbahn wird unzweifelhaft Vieles bessern; die Leichtigkeit des Exports und die vermehrte Sicherheit werden dem Feudalherrnthum seinen Boden entziehen und die großen Landgüter allmählig in kleine Grundstücke auflösen. In Anatolien hat sich dieser Prozeß vorzeitig vollzogen, dort fehlt jeder Großgrundbesitz mit dem Schutze und der Anregung, die er durch das Wirken einer, wenn auch nur mäßig höheren, Intelligenz gewährt. Hilf- und wehrlos, ist der Kleinbauer zufrieden, wenn er sich auf dem fruchtbaren Boden kümmerlich nährt. Erst seit Eröffnung der anatolischen Bahn tritt die Spekulation, die Land aufkauft und in



größeren vereinigten Flächen zu bearbeiten anfängt, das selbst in die natürliche Rolle des Großgrundbesitzes ein.

Zum nordischen Bilde, das die Ebene uns darbot, paßte es, daß ein heftiger Sturm an der Straße große Bäume entwurzelt oder gestürzt hatte. Bei starkem Wind, Staub und unfreundlichem Wetter hielten wir unseren Einzug in Monastir.

Der Anblick der Stadt aus der Ferne ist recht malerisch. An die Vorberge des Peristeri geschniegt, fällt sie zugleich in weit gedehnter Lage das Thal des Dragor aus. Landhäuser, Farmen und Gärten steigen unter hübschen Baumgruppen den Berghang hinauf, und ebenso zerstreuen sich grün umrahmte Gehöfte in der Ebene. Auch aus den dichteren Häusermassen tauchen Baumgipfel auf, zwischen denen sich Minaret's und Kirchtürme erheben. Bei der Einfahrt geht freilich viel von diesem Reiz verloren. Wir kamen erst an dem neuen im Bau begriffenen Bahnhofe, dann an weitläufigen Kasernen vorüber, und fuhren hierauf in die breiten, holprigen Straßen ein. Die Häuser sind meist massiv gebaut, aber nur einstöckig, oft von Höfen umgeben; dazwischen liegt der sehr ausgedehnte, aber ärmliche Bazar, heute gefüllt mit den billigen Erzeugnissen europäischer Industrie, welche die hübschen einheimischen Arbeiten mehr und mehr verdrängen. In der Mitte durchströmt der Dragor die Stadt, der, von Quai's eingefast, ganz angenehme Promenaden bietet. Das Ganze erinnert an die größeren serbischen und bulgarischen Städte, an Nisch oder Pirot, nur ist Monastir viel bedeutender; denn es zählt heute, nach Bianconi, 56,000 Einwohner. Sehr wohl kann es den Vergleich mit mancher europäischen Stadt aushalten. Freilich urtheilen die heutigen Besucher aus dem Abendlande meist abfällig

nicht nur über diese, sondern über alle orientalischen Städte, härter noch die jungen türkischen Bey's, die ihre Erziehung in Europa genossen, und deren Ideal die Boulevards von Paris sind. Aber wir vergessen bei den reißenden Fortschritten, die das Abendland seit 30 Jahren gemacht hat, nur zu leicht, wie es vordem bei uns aussah. Bei dem Besuch der türkischen Provinzialstädte, zumal auf der europäischen Seite, wie vor Jahren in Adrianopel, heute in Monastir, tauchten mir deutlich Bilder aus der Kindheit in der ostpreussischen Heimath auf. Die langen, langsamen Wagenfahrten auf grundlosen Wegen, bis endlich die alte Karosse über holpriges Pflaster in das düstere Stadthor hineinsackelte, der große, noch ungepflasterte Marktplatz mit den Resten von Heu und Stroh, allem Rehricht des letzten Markttages, einem Dümpel in der Mitte, wo Enten und Gänse ihr Wesen trieben, die krummen Gäßchen mit niedrigen, einstöckigen Häusern zu beiden Seiten, Gartenzäune dazwischen, endlich die Einfahrt zum Gasthose zu „den drei Kronen“ oder „zum Schwan“ oder „Adler“, der weite Hof, umstanden von windschiefen Stallungen, vollgepfropft von ausgespannten Bauernwagen, die abgetretene Treppe und die großen, düsteren Gastzimmer mit grünen Rouleaux an den Fenstern und einer darauf gedruckten Schweizerlandschaft. Heut' ist das Alles verschwunden; aber erinnert man sich dessen, so fällt der Vergleich für den Orient keineswegs ungünstig aus. Auch denen sei dies gesagt, die in Konstantinopel sich enttäuscht finden, wenn sie die orientalische Pracht suchen, von welcher ältere Schilderer der Hauptstadt des Ostens so viel Rühmens machen. Ihre Berichte waren ehemals wahr, aber die Welt des Abendlandes ist seitdem eine andere geworden, der Orient folgt langsamer

nach. Im Jahre 1868 berichtet der österreichische Reisende G. v. Hahn von Monastir: „Der schönste Theil der Stadt liegt gegen ihr Westende, zu beiden Seiten des Dragorbaches, welcher in gemauertem Bette mitten durch die Stadt fließt. Längs der beiden mit eleganten Gebäuden versehenen Quais zieht sich eine lange Reihe großer, neuer Häuser, in welchen die zahlreichen Militärpascas und obersten Militär- und Civilbeamten wohnen. Der Baustyl dieser Häuser ist ein eigenthümliches Gemisch von Orientalischem und Occidentalischem, welches mitunter einen prächtigen Eindruck macht, und die Ausschmückung der Facaden mit lebhaften Farben verleiht ihnen, wenn diese nicht gar zu bunt gewählt sind, ein recht kokettes Aussehen.“ Victor Bérard, der 1890 an derselben Stelle war, schildert: „Monastir, oder, wie die Griechen es nennen, Bitolia, bedeckt eine sehr große Fläche in der Ebene an beiden Ufern des Dragor. Dieser Fluß von Schmutz, Unrath und schwarzem Gewässer durchzieht die Stadt von Nord nach Süd zwischen zwei europäischen Quais, einem Werk des vorletzten Bali — schöne Quais in Stein, die man zwei Jahre nach ihrer Erbauung mit Pfahlwerk und Pallisaden ausbessern mußte. In dem übelriechenden Wasser „krabbeln“ Kinder Schaaren herum; Felle werden gegerbt zwischen todtten Hunden und Eseln u. s. w. u. s. w.“ Die Stadt und ihre Quais sind aber, seit Hahn sie sah, die gleichen geblieben, nur unsere Begriffe von dem, was schön ist, haben sich vollkommen geändert. Ich fand, nach dem ersten Eindruck, daß Monastir eine ausgedehnte Provinzialstadt ist, noch abseits dem großen Verkehr, mit der konventionellen Langweiligkeit einer solchen, aber dennoch nicht übel, so daß auch der Europäer ganz gut eine Reihe von Jahren dort leben mag.



Ein Besuch beim Wali mußte natürlich trotz unserer Eile noch abgestattet werden. Wir fanden einen kleinen lebhaften Herrn mit höchst intelligentem Ausdruck, der sich sehr genau nach dem Fortgange der Arbeiten auf der Linie erkundigte und uns mit ächt orientalischer Höflichkeit den Besuch eine halbe Stunde später erwiederte.

Das Hotel zur Stadt Belgrad öffnete uns seine, nicht gerade sehr gastlich aussehenden Pforten; doch erwies es sich am Ende erträglicher, als wir gedacht. Die serbische Propaganda, die erst kürzlich ihren Einzug in Macedonien gehalten, athmete uns von allen vier Wänden entgegen; serbische Inschriften, serbische Heldensstücke in Bildern und mitten darin Alexander der Kleine, der Staatsstreichler, umgeben von seinem Ministerium, Dr. Dositich zu Häupten über ihm.

Am andern Morgen um vier Uhr rasselten, wackelten und ächzten unsere alten Karossen zur Stadt hinaus, durch die aus dem Schlummer erwachende Ebene. Wie ich zum Wagenfenster hinaussah auf die nebligen behaarten Wiesen und Getreidefelder, und ein Chausseebaum nach dem andern rechts und links vorübertaumelte, träumte ich mich unwillkürlich in die ferne Heimath vor 40 Jahren zurück, wenn die Sommerferien zu Ende waren und wir Kinder in die alte Kutsche gepackt, fast ebenso langsam wie hier mit schwerem Herzen die Chaussee entlang rollten, dem Städtchen und der Schule entgegen. —

Wir wollten noch am Abend Bodena erreichen. Wer die elenden Pferdchen vor den schwerfälligen Wagen, die meist in Adrianopel gebaut werden, sah und daran dachte, daß wir an 90 Kilometer zurückzulegen hatten, einen Paß von 3000 Fuß Meereshöhe zu überschreiten und Strecken zu passiren, wo sich die Straße in einen

steilen mit Geröll bedeckten Abhang verwandelt, der hätte nimmer geglaubt, daß das Wagstück gelingen könne. Und doch trafen wir am Ende glücklich ein. Die Türkei ist das Land, in dem man die Dinge meist mit unzulänglichen Mitteln und ungenügender Vorbereitung beginnt, aber dennoch mit Allah's Hilfe zum Ziele kommt, wenn man nur will.

Auch unsere Eskorte, acht Kavalleristen auf kleinen Pferdchen und in Kostümen, in welchen außer Fez oder Kalpak meist nur ein Stück die militärische Zugehörigkeit verrieth, hielt unverdrossen mit uns Schritt, ohne Halt, ohne Ruhe, und sie kam noch frisch und munter in Bodena an. Welch' eine leichte Kavallerie, zumal für den Aufklärungsdienst im Gebirgslande, ließe sich aus solchem Material bilden!

Reiche historische Erinnerungen knüpfen sich auch an die Ebene von Monastir und ihre Ausgangspforte gegen das Becken des aegäischen Meeres. Sie bildete das Durchgangsland für alle Römerheere, welche von Italien nach Asien zogen. Sie war später wiederholt der Schauplatz der Kämpfe zwischen dem alternden Reich der Rhomaeer\*) und der jung aufstrebenden Kraft der Slaven, das entscheidende Schlachtfeld endlich für Rhomaeer und Lateiner bei der Wiederaufrichtung des byzantinischen Reiches nach der lateinischen Zwischenherrschaft in Constantinopel.

Fesselnd im Hinblick auf die heutige Zeit, wo ein junger bulgarischer Staat auf der Balkanhalbinsel emporstrebt, sind zumal die Schicksale des älteren bulgarischen Reichs, das hier in Macedonien zu großer Machtentfaltung kam, um dann durch einen der ge-

---

\*) Byzantiner.

waltigsten Männer, welche der oströmische Boden erzeugt hat, ein unerwartet frühes Ende zu finden.

Im 10. Jahrhundert hatte der kriegerische Kaiser Johann Tzimiskēs die im Norden der Balkanhalbinsel ansässigen Bulgaren, nach langer Unabhängigkeit, wieder unterworfen, ihren Czaren Boris nach der Hauptstadt abgeführt, wo er als byzantinischer Großer und Vasall lebte, und die rhomäischen Grenzzeichen noch einmal bis zur Donau vorgeschoben. Aber Macedonien war für seinen Arm unerreichbar geblieben. Czar Samuel führte dort seine Herrschaft fort. Als Kaiser Johann 976 starb, glaubte dieser den Augenblick gekommen, das Slaventhum auf der ganzen Halbinsel zum Siege führen und an die Stelle des rhomäischen Griechenthums setzen zu können. Es glückte ihm auch, Donaubulgarien zum großen Theile wiederzuerobern; denn noch war sein fürchterlicher Gegner, Kaiser Basilus Bulgaroktonos (der Bulgarentöchter) ein Jüngling, und zudem mit inneren Streitigkeiten und asiatischen Kriegen beschäftigt. Ebenso unvorsichtig als unternehmend, sicherte Czar Samuel zuerst sein Reich. Er erbaute von der Donau bis nach Griechenland hin eine Linie von starken Grenzfestungen, hinter denen andere Waffenplätze als letzte Stützen der Vertheidigung lagen. Das von ihm gegründete Presba am Presba-See, heute auch in seinen Ruinen verschwunden, ward Reichshauptstadt, bis er diese nach dem glänzenden Ochrida verlegte. Das bulgarische Patriarchat ward neu aufgerichtet; alle slovenischen Elemente der Halbinsel brachte man systematisch gegen das Griechenthum in Bewegung. Dann dachte der Czar an die Eroberung des eigentlichen Griechenlands und Thraciens. Er wendete sich zunächst nach Süden. Aber schon jetzt (981) erschien Basilus, selbst ein Macedonier von Ab-



stammung, auf dem Plan. Durch einen schnellen Vormarsch gegen das Herz der Halbinsel zwang er den Czaren, von seiner Eroberung abzulassen. Als dieser jedoch herbeieilte, erlitt der Kaiser, dessen Kraft noch nicht hinreichend erstarkt war, zwischen Samakow und Zichtman eine schwere Niederlage. Damit erkannte Basilius die Bulgaren als die gefährlichsten Feinde seines Reichs, aber auch zugleich, daß er noch stark genug sei, sie zu vernichten. Dies zu erreichen, setzte er sich als Lebensziel. Mit rastloser Zähigkeit ging er an die Kräftigung seines Staates und Heeres, und er vollendete die Riesenarbeit in 13 Jahren, während welcher er zugleich seine Herrschaft im Innern zu befestigen und den Gegenkaiser Phokas zu besiegen und zu beseitigen hatte. Das starke Thessalonike war nie in bulgarische Hände gefallen. Es bildete zunächst den Stützpunkt, um die Fortschritte der gefährlichen Feinde aufzuhalten. Ein dort versammeltes Heer hatte seit 989 diese Aufgabe zu erfüllen. Czar Samuel, der inzwischen Dyrrachium eingenommen, das adriatische Küstenland besetzt und sogar die Albanesen für sich gewonnen hatte, nahm seinen alten Plan, zunächst den Peloponnes zu erobern, wieder auf. Er folgte darin gleichsam dem Beispiele der alten macedonischen Könige von Philipp bis auf Perseus, die durch „den Zug nach Süden“ ganz ebenso von den Interessen des eigenen Landes abgelenkt worden waren, als später die deutschen Könige in ihren Bemühungen, Italien zu erobern. Bei dieser Gelegenheit aber ward er am Spercheos im nördlichen Griechenland, wo er im Vertrauen auf die Unpassirbarkeit des durch Regen geschwellten Bergstromes, sich unvorsichtig lagerte, von einem nachsetzenden kaiserlichen Heere überfallen und vollkommen geschlagen. Die bulgarische Macht erholte sich nie ganz

von dieser Niederlage, und Basilius Zeitpunkt war gekommen. Alljährlich unternahm er von jetzt ab systematische Vorstöße ins Herz Macedoniens gegen die Centralstellung des Czaren in Pelagonien und um Presba und Ochrida, und griff zugleich die in Folge dessen entblühten Grenzprovinzen, namentlich Donaubulgarien, erfolgreich an. Einmal, als der Kaiser im Jahre 1002 bei Bhdina, dem heutigen Biddin, stand, unternahm Samuel eine letzte allgemeine Offensive gegen Adrianopel; aber der Kaiser antwortete mit noch größerer Kühnheit. Er ließ sich nicht zum Rückzug verleiten, sondern marschirte geradezu südlich wieder gegen Pelagonien an, und zwang so den Gegner, seinerseits unverweilt zurückzukehren. Bei Skopje (Sküß) ward das Bulgarenheer geschlagen, und vielleicht wäre schon jetzt das Ende gefolgt, hätten nicht asiatische Wirren, Krieg gegen die Araber und in Unter-Italien den Kaiser abgerufen. Aber der unerbitterliche Basilius kehrte wieder und nahm sein Vernichtungswerk von Neuem auf, als Czar Samuel gerade vor Thessalonike stand, um diese feste Stadt zu belagern. Der Czar eilte dem Kaiser entgegen, und am 29. Juli 1014 kam es unfern des heutigen Demir-Hissar\*) zur Entscheidungsschlacht, bei welcher die Bulgaren vollständig vernichtet wurden. Basilius ließ seinem Siege eine entsetzliche Nachthat folgen. 15,000 bulgarische Kriegsgefangene wurden geblendet und heimgeschickt, je 100 von einem einäugigen Führer geleitet, zu ihrem nach Prilip entflohenen Herrscher. Samuel starb bei dem Anblick vor Entsetzen, und der Schrecken verbreitete sich im ganzen Reiche. In glänzendem Winterfeldzuge drang der Kaiser, auf dem Wege,

---

\*) Eisenkloß.

den wir selbst genommen, über Bodena nach Pelagonien vor und erstürmte dort die feste Burg Bitol, heute Bitola oder Monastir. Abtheilungen des kaiserlichen Heeres nahmen Prilip, sowie Stobi am Bardar. Samuel's Sohn Radomir und später sein Neffe Johannes Wladislaw setzten den Widerstand verzweifelt fort; aber Basilius nahm Stadt für Stadt und wandelte sie in eine byzantinische Festung um, die bulgarische Bevölkerung versetzte er in andere Theile des Reichs, und siedelte in Macedonien armenische und griechische Kolonien an. Nach dem Untergang der beiden jungen Fürsten, öffnete die Czaren-Wittve dem Kaiser, der nun auf Ochrida vorrückte, die Thore, und übergab ihm den Kronschatz. Alles huldigte dem gewaltigen Sieger. Basilius hatte die Aufgabe seines Lebens erfüllt.

Noch ein zweites Mal aber erhob sich die Bulgarenherrschaft in dem, zur Zeit der Lateiner vorübergehend von Albanesen und Epiroten besetzten, Lande. Johann Asen II., die edelste Erscheinung in dem Czarengeschlecht von Tirnowa, der einst nahe daran war, Verweser des lateinischen Reiches zu werden, eroberte nach seinem Siege über den Despoten Theodor Angelos von Epirus, Macedonien zurück, und dehnte sein Reich — welches gewöhnlich als das vlachisch-bulgarische bezeichnet wird — bis Durazzo am adriatischen Meere aus; doch verfiel es schnell nach seinem Tode, und Macedonien gerieth von Neuem erst in die Hände des Despoten von Epirus, dann in diejenigen der Griechen von Nicaea.

Bald darauf aber ward die pelagonische Ebene der Schauplay für den entscheidenden Kampf, durch den sich das wiedererstehende byzantinische Reich von Constantinopel noch einmal befestigte, ehe es von der osmanischen Hochfluth hinweggeschwemmt wurde.



Der Despoten von Epirus, Michael II., hatte 1257 ein Bündniß mit Serben und Albanesen geschlossen, um die Nicaeaner wieder aus Macedonien zu vertreiben, und diese drohende Gefahr hinderte den Kaiser Theodor Laskaris, den längst heimlich geplanten Schlag gegen die noch in den Händen der Lateiner befindliche Weltstadt am Bosporus auszuführen. Er mußte seine Kräfte erst dorthin wenden, und sandte einen seiner besten Feldherrn, Michael Palaeologos, den späteren Restaurator des Reiches, mit einem Heere nach Thessalonike hinüber, um das schon halb verlorene Land zu retten. Pelagonien war von Albanesen und Epiroten überschwemmt, der kaiserliche Statthalter in Prilip, dem alten Prilapon, belagert. Bei der Eingangspforte ins Hochland, bei Bodena kam's zur Schlacht, in der die Nicaeaner einen glänzenden Sieg erröckten und sich die Straße bis Dyrrachium eröffneten.

Diese Waffenthath steigerte des ehrgeizigen Palaeologos Ansehen und bahnte ihm selbst den Weg zum Throne. Wegen eines ungegründeten Verdachtes vom Kaiser nach Magnesia am Hermos berufen, woselbst sich das Hoflager befand, war er dort gerade anwesend, als Theodor Laskaris im August 1258 starb und nur einen achtjährigen Sohn Johannes hinterließ. Der Augenblick war damit für ihn gekommen. Gegen des verstorbenen Kaisers Bestimmung machte er sich gewaltsam erst zum Reichsverweser, dann, am 1. Januar 1259, zum Mitkaiser, und wandte sich nun mit um so größerer Energie wieder dem eben verlassenen Felde seiner Thätigkeit zu. Freilich war Macedonien von Neuem in des Epiroten Gewalt gefallen, Prilapon genommen worden; und der Despot verjochte mit seinen Truppen abermals die Gebirgspässe. Dafür jedoch war der Palaeologe nun auch unumschränkter

Herr seiner Bewegungen. Er sendete jetzt ein bedeutendes Heer unter seinem Bruder Johannes nach den macedonischen Gestaden ab. Der beginnende Krieg sollte wunderbarer Weise auch Deutsche in den Ebenen von Monastir auf den Plan rufen, denn der Despot hatte sich gegen den Nicaeaner nicht nur mit den fränkischen Herren im Peloponnes und Achaja, sondern auch mit König Manfred, dem Sohn des großen Staufens Friedrich II., verbunden. Dieser sendete 400 seiner Krieger aus Apulien herüber. Wieder nahm das kaiserliche Heer seinen Weg auf Bodena und erstürmte den Platz, um dann in der pelagonischen Ebene bis Prilapon vorzudringen, das man einschloß. Da erschienen die Verbündeten durch die Engpässe am Nordwestende der Ebene, die nach dem Walde von Worilla oder Borilas, wohl der heutigen Vorila planina, nordöstlich von Prilip, benannt werden. Es kam zur Schlacht, in welcher die deutsche Schaar eine hervorragende Rolle spielte. Sie ging ihrem Heere voran, und wurde in ruhmvollem Kampfe fast ganz vernichtet. Doch sind die Einzelheiten, bei der Unklarheit aller Darstellungen, nicht zu ermitteln. Der von Fallmerayer<sup>\*)</sup> als der wahrscheinlichste wiedergegebene Bericht nennt die Deutschen unter dem Herzog von Kärnthen auf kaiserlicher Seite; wahrscheinlich fochten Deutsche in beiden Heeren.

Diese neue Schlacht in der pelagonischen Ebene erhob Kaiser Michaels Macht, befreite ihn von seinem gefährlichsten Nebenbuhler, und gab ihm freie Hand gegen Constantinopel. Eben wollte er mit seinem Heere sich dorthin wenden, als die schlecht verwahrte Stadt schon von einem vorgeschobenen Haufen bithynischer Truppen

---

<sup>\*)</sup> Geschichte der Halbinsel Morea II, S. 26 ff.

in der Nacht zum 25. Juli 1261 <sup>überhumpelt wurde</sup> und das lateinische Kaiserthum ein <sup>nur dazu ungenü-</sup>liches Ende fand. Am 15. August hielt Michael Palaeologos seinen feierlichen Einzug. Das Reich der Rhomaeer galt als wiedererstanden. Große Freude herrschte in der ganzen griechischen Welt.

Noch keiner Herrschaft hat Constantinopel indessen Glück gebracht. Stets hat die Rücksicht auf diesen kostbaren Besitz und die Nothwendigkeit, ihn zu sichern, ihre gesammte Handlungsweise beeinflusst, Interesse und Sorgfalt von den entfernten Provinzen abgelenkt. So soll denn auch damals ein weitblickender Mann, die kraftvollen Tage des Kaiserthums von Nicaea betrauend, bei der stolzen Siegesbotschaft ausgerufen haben: „O, nun ist Alles verloren!“\*)

Noch einmal fiel Macedonien vor der türkischen Eroberung fast vollkommen in fremde Hand. Stephan Duschau, Zar der Serben, der „Starke und Gewaltige“, der im 14. Jahrhundert seine Herrschaft bis zum Meere ausdehnte, schob einen breiten Keil durch das Rhomaeerreich vor. Vergeblich suchte Kaiser Johannes Kantakuzenos das Land zurückzuerobern; nur die östlichen Theile am Strymon vermochte er zu retten. Bei diesen Kämpfen geschah es, daß ein kaiserliches Heer noch einmal vor dem festen Bodeno erschien, um es zu belagern. Doch Stephan Duschau's glänzendes Reich war nur von kurzer Dauer, denn nach seinem Tode zerfiel es in eine Reihe von Theilstaaten. In ihm war die einzige Kraft geschieden, die noch fähig gewesen wäre, dem osmanischen

\*) Geschichte der Byzantiner und des osmanischen Reiches bis gegen Ende des 16. Jahrhunderts von Dr. G. F. Herzberg in Ditten's Allgemeine Geschichte in Einzelbarstellungen.



Ansturm Stand zu halten. Als er nicht mehr war, ging Sultan Murad 1360 über den Hellespont; 1365 ward Adrianopel Hauptstadt des Osmanenreichs, und am 15. Juni 1389 wurden auch die Serben durch die Schlacht auf dem Ansfelfelde vernichtet. Die Rhomaeer, an Constantinopel gefesselt, spielten längst keine Rolle mehr.

Die macedonische Ebene hatte seit dem Beginn der Türkenherrschaft, bis auf die gelegentlichen inneren Erschütterungen, verhältnißmäßige Ruhe. Erst in neuerer Zeit fanden auf denselben Gefilden, wo einst die Epiroten und fränkischen Großen um den Sieg gestritten, ein bedeutenderer Kampf statt. Mustafa Pascha, der unbotmäßige Erbstatthalter von Scutari in Albanien erlitt 1831 bei seinem Zuge auf Monastir in der Babunaplana bei Prilip eine völlige Niederlage gegen den Großvezier Mehmed Reschid Pascha.

Auf seiner an Wirren, Kämpfen wechselnder Herrschaft so überaus reichen Vorgeschichte, beruht des heutigen Macedoniens gährender Zustand. So lange die türkische Macht unerschüttert war, verschwanden die Unterschiede zwischen den einzelnen Nationalitäten unter dem Gesamtbegriffe der Christen oder Griechen. Seit der Auflösung Griechenlands, Rumäniens, Serbiens und Bulgariens ist das Bewußtsein der Volksangehörigkeit in den verschiedenen Stämmen wieder erwacht. Ein jeder von ihnen hat seine selbständig gewordenen Brüder jenseits der heutigen Grenze, richtet seine Blicke dorthin und hofft im Stillen mit ihrer Hülfe selbst frei und der Erbe der heutigen Besitzer zu werden. Am lebhaftesten regen sich die Bulgaren, weil das benachbarte Fürstenthum unter den, aus ehemaligen türkischen Provinzen entstandenen Kleinstaaten, unzweifelhaft der kräftigste und zu-

kunstreichste ist. Aber darum haben die Griechen ihre Ansprüche noch nicht aufgegeben, die Serben die ihrigen nicht vergessen. Selbst die Blachen beginnen sich zu regen. Denkt man sich das gegenwärtig zusammenhaltende Regiment fort, so sind auch noch die Ansprüche von Muhamedanern und Albanesen zu befriedigen. Ein Racenkampf wäre unvermeidlich und diese Perspektive bleibt so lange offen, bis im friedlichen Ringen eine der verschiedenen Nationalitäten noch vor der Krise ein so sicheres Uebergewicht über die anderen gewonnen hat, daß deren Widerspruch gegen seine Autorität aussichtslos geworden ist. Die Frage, welche Nationalität das meiste historische Anrecht auf die führende Rolle hat, bildet heute, wie bekannt, den Gegenstand einer lebhaften, aber ziemlich müßigen literarischen Fehde.

Der türkischen Verwaltung muß man zugestehen, daß sie, trotz aller Mängel, es doch trefflich versteht, die Gegensätze zu mildern und einen gewaltjamen Ausbruche der nationalen Rivalitäten durch ein geschicktes System wechselnder Bevorzugung und Zurücksetzung zu verhindern. Vielleicht würde keine andere so glücklich mit der schwierigen Aufgabe fertig werden. Darin beruht ihr bester Rechtstitel. Diese Ansicht theilt auch Victor Bérard, der die macedonische Frage in neuester Zeit mit vieler Sachkunde und großer Unpartheilichkeit studirt hat:

„En Macédoine la justice la plus vraie se confond avec le droit le plus strict: seul le maintien du Turc peut assurer le respect de ces grands principes de races et de nationalités, que l'on invoque pour le chasser.“

Würde die türkische Herrschaft heute beseitigt, so müßte in dem beginnenden Racenkampfe unzweifelhaft die eine oder andere der interessanten Nationalitäten ver-

schwinden. Nur bei dem gegenwärtigen Zustande können sie einstweilen alle erhalten bleiben und nebeneinander bestehen. „Il faut“, sagt Vérard, „dans l'interêt de la civilisation, que tous ces peuples se développent, et, seul, le Turc a l'indifférence assez large, pour laisser vivre toutes les races, toutes les langues et toutes les religions.“

Nicht weniger als 15 Stunden dauerte unsere Rückfahrt nach Bodena, von denen wir dreizehn fast ununterbrochen im Wagen zubrachten. Zwei Stunden angenehmer Ruhe verfloßen uns gegen Mittag durch die Gastfreundschaft eines jungen französischen Ingenieurs, der sich hier im macedonischen Bergdorfe Vaniza mit primitiven Mitteln ein höchst behagliches und geschmackvolles Heim hergerichtet hatte, und der einen ganz vorzüglichen Tisch führte. Solche wirthschaftlichen Talente sind für den Ingenieur im fremden Lande von hohem Werthe, denn sie gestalten die Existenz unter allen Umständen erträglich.

Vor Vaniza hatten wir Abschied von der fruchtbaren Ebene von Monastir genommen, über welche sich hier eine letzte, weite Umschau bis zu den sie umkränzenden Schneebergen darbietet.

Hinter dem Orte steigt die Straße lebhafter zur Paßhöhe von Gornitschow an, die inmitten kahler Bergmassen auf 948 Meter Seeshöhe liegt. Bald dahinter öffnete sich der erste Blick auf den See von Ostrowo, und wir näherten uns dem Wege, den wir am zweiten Tage zuvor gekommen waren. Sobald man das Vilayet von Monastir verläßt, hört auch die gut erhaltene Chaussee auf. Der Abstieg zum Seeufer ist das Unglaublichste von großer Fahrstraße, das ich je gesehen



— eine Schutthalde mit Steinblöcken darüber. Nur türkische Wagen, Pferde und Kutscher vermögen dergleichen für einen Fahrweg zu nehmen.

Wir hielten diesmal in Ostrowo nicht an, und fuhren weiter bis zum Moharrem Han, den wir schon auf der Hinreise berührt hatten. Dann wird die Straße, die wir weiter noch nicht kannten, da sie nicht an der Eisenbahn liegt, wieder hübscher. Zur Rechten steigen grüne Bergwände mit Waldstücken und Buschwerk hoch empor, zur Linken jenseits einer grünen, sumpfigen und wasserreichen Wiese, die man den See von Tehovo nennt, steigen mäßigere Lehnen an, aber über ihnen erhebt sich wieder das ernste schneebedeckte Haupt des Kaimaktichalan. Von Bladowa ab entfaltet die Natur ihre volle Schönheit. Hier, wo die Straße noch ein wenig höher liegt, als die Stadt, sieht man über Bodena, das, in seiner Umrahmung düster aufstrebender Berge, abendgluthübergossen den Vordergrund bildet, hinweg in die weite Ebene von Zenidje Vardar, die tiefblau wie das Meer in der Ferne vor uns ausgebreitet ist. Kaum vermag man sie von einer stillen Gluth zu unterscheiden, als reiche der thermäische Golf bis zu den sanften Berglehnen von Pella. In der Ferne rahmen die Berge des alten Rhgdonia, die sich nur durch einen wenig tieferen Ton am Abendhimmel abzeichnen, und zu ihrer Rechten der Chortatschdagh das Gemälde ein.

Bald waren wir wieder im Blondeau'schen Hause froh vereint, um die durch einen kurzen Moment der Ruhe ersarkten Kräfte ungeschwächt noch einmal den Ricia-Krebsen zu widmen.

Am andern Morgen stieg ich den Zickzackweg an der Felswand von Bodena hinab. Er windet sich um

große Blöcke herum, über Stufen und Steinplatten hinweg, an Grotten vorüber, meist tief, mit senkrechten Wänden eingeschnitten, aber nicht kahl und schattenlos, sondern unter dem Laubdach der Bäume, das noch dichter gemacht wird durch die überall wuchernden Ranken und Schlinggewächse. Oft schreitet man gar unter einem grünen, lichten Gewölbe dahin, das die beiden Wände verbindet. Von einem Steinblock zur Rechten, nahe am oberen Rande, hat man einen freien Ausblick auf das Thal, kann aber die Kaskaden noch nicht sehen, die man in geringer Entfernung neben sich rauschen hört. Erst unten am Fuße der Wand, nahe der Stelle, wo der Weg diese verläßt, um sich durch Gärten und Pflanzungen dem Kloster Nja Triada zuzuwenden, erreicht man den gewünschten Ausblick auf jene. Sechs hohe Ulmen stehen dort, einen kleinen grün überwucherten Fleck Erde umschließend; Ephen rankt bis zum Wipfel empor, darunter liegen gestürzte Säulen und Marmorblöcke mit moosbewachsenen Inschriften. Ein Kloster, Nja Nicolo, stand ehemals dort, doch war es wohl der Nachfolger eines griechischen Tempels. Vor uns aber fällt senkrecht die Felswand ab mit Grotten und Spizen, und ihrem grünen, blühenden Behang von Ranken und Sträuchern. Oben thront der Bischofssitz und auch die Häuser der Stadt, zum Theil ansehnliche Bauten, treten unter Baumkronen bis dicht an den Rand heran. Ueber diesen aber schäumen fünf Kaskaden hinab in die Tiefe, wo sie sich im Grün der Gärten verlieren. Eine davon zu unserer Rechten stürzt senkrecht über die vorstehende Felskante gegen hundert Fuß hinunter und verwandelt sich in einen Staubbach, in dem die Sonnenstrahlen ihr Spiel treiben. Nie sah ich ein schöneres Fleckchen Erde. --

Auch die Fahrt hinaus zum Bahnhofe von Vertekop, die wir heute auf der Chaussee machten, bietet noch manchen schönen Blick auf die Stadt zurück, die Kasfaden, die umrannte Felswand und das Amphitheater hoher blauer Berge mit dem Schneegipfel des Raimat-tschalan in der Mitte darüber.

Gegen Abend dieses Tages, des 7. Juni, waren wir wieder in Salonik, das wir am 3. früh verlassen, und hatten somit in fünf Tagen das mittlere Macedonien, die Ebene des unteren Bardar und das alte Pelagonien durchstreift; bei der Rückkehr reich an bleibenden Eindrücken aus dem merkwürdigen Lande.

Der 7. Juni fiel auf einen Mittwoch, und da mein Dampfer zur Hauptstadt erst am Freitag in See ging, so entschloß ich mich, mir am Donnerstage noch einen, wenn auch nur flüchtigen Einblick in's Bardarthal, durch eine Fahrt auf der, nach der serbischen Grenze führenden, Eisenbahn, zu verschaffen.







V.

Von Salonik nach Üsküb und die Heimkehr.

Der Zug, welcher bei Nisch den Anschluß an den von Constantinopel nach Europa führenden hat, verläßt Salonik zehn Minuten nach 5 Uhr früh. Man ist gegen 1 Uhr Nachmittags in Üsküb, kann dort zwei Stunden rasten und dann mit dem von Nisch herabkommenden Zuge wieder nach Salonik zurückkehren, wo man spät Abends eintrifft. Eine so kostbare Gelegenheit darf ein einigermaßen thätiger Reisender sich nicht entgehen lassen, wenngleich unser verwöhntes Zeitalter unter gewöhnlichen Umständen auch gern einer fünfzehnstündigen Eisenbahnfahrt aus dem Wege geht.

Schnell entfernen wir uns von Salonik im Salonwagen, der, durch eine geschickte Umwandlung aus einem ehemaligen Güterwagen entstanden, uns von der Eisenbahnverwaltung freundlichst zur Verfügung gestellt worden ist. Dr. Mordtmann und Inspektor Hochgratzl, der den Tag zu einer Besichtigung der Linie benutzen wollte,

nahmen an dem Ausfluge Theil. Die breiten Fenster in der Rückwand des Wagens bieten die beste Aussicht dar. Der Olymp liegt noch halb verhüllt; dafür zeigt uns, gerade in der Verlängerung des Schienenweges, der Chortatschdagh seine schönen Formen im Hintergrunde der ausgedehnten Stadt; an ihn schließen sich die Höhen des alten Mygdonien, die uns, zur Seite der Bahn, im Osten begleiten. Die Ebene bis Topschin ist uns bekannt, sie hat wenig Anziehendes. Die Dörfer sind türkisch. Wenn die Namen nicht trügen, leiten sie ihren Ursprung von alten Militär-Kolonien der Janitscharen her. Topschin hieß ehemals wohl Topdschilar, d. h. die Kanonen-Männer, der Ort, an dem man die Artilleristen angesiedelt hatte, wie das nahe Nahhali die Niederlassung der Fußgänger, der Infanteristen, bedeutet. Thessalonike war vor der Einnahme von Constantinopel einer der wichtigsten Ausgangspunkte für die türkische Eroberung und die Zahl solcher Militär-Kolonien in der Umgegend eine verhältnißmäßig große.

Bald hinter Topschin verlassen wir die weite Ebene und wenden uns in das Bardarthal hinein, das indessen hier noch an 7 Kilometer breit ist. Es bietet dem Auge ein hübsches Bild dar. Gelbgrüne Wiesen dehnen sich am Flusse aus, der von dunklen Bäumen gerändert wird; auch die Dörfer liegen in Laub gekleidet, da; darüber erheben sich im Hintergrunde die Berge. Der Anbau ist gut, namentlich füllen große Roggen- und Weizenfelder das Thal und seine Hänge. Die wohlbekannten Tumuli begleiten auch den Vardar. Einer davon, bei Amatowa, ist besonders merkwürdig; denn er erhebt sich über einer breiten, künstlich aufgeschütteten Terrasse, gleich einem antiken Kuppelbau oder einem modernen Fort, über dessen Wall sich ein hoher Kavaliere erhebt. Die

ursprüngliche Form ist noch rein und deutlich erhalten. Nachforschungen würden hier gewiß von Erfolg sein. Bedeutungsvoll ist auch der für den Bau gewählte Platz, eine leichte Bodenschwellung, welche sich quer über das Thal bis zum Flusse hinwegzieht. Dadurch wird die Lage des Tumulus noch beherrschender. Er ist stromauf und stromab weithin zu sehen, wie eine Landmarke, die dem von fernher Kommenden den Weg zeigen sollte.

Die Höhen, welche von Osten an die Eisenbahnlinie herantreten, sind bis zur Station Bohemiza hin weit flacher geböschet, als die Karten sie darstellen. Nur der Regel von Uvrehissar, von Ruinen gekrönt, ragt darüber hinweg. Das Wort bedeutet etwa „das Weiberschloß“ und die Sage geht, daß dort in alten Zeiten eine kühne und gewaltige Fürstin geherrscht habe, vielleicht eine Räuberin, wie die Balladenbesungene Banditin Arab Üsengi.\*)

Bei der Station Karassuli, die am oberen Ende dieses breiteren Thales liegt, soll künftig eine Zweigbahn nördlich nach Doiran, dem Tauriana des Alterthums, zu der strategischen Bahn Dedeagatsch-Salonik hinüberführen. Die ersten Weinsfelder beginnen hier im Vardarthal. Dann wird der Strom auf einer Brücke überschritten, deren Aussehen uns deutlich vergegenwärtigt, welche Fortschritte die Eisenbahntechnik gemacht hat, seit Baron Hirsch diese Linie anlegte. Nichts von den eleganten Eisenbahn-Bogenbrücken und ihrem sinnreichen Hängewerk, mit denen der neue Schienenweg Galico, Bardar, Karaasma und, in der Ebene von Monastir, die Sakulowa überschreitet — sondern ein einfacher Mauer-

---

\*) Der arabische Steigbügel.



pfeilerbau mit kurzen Eisenträgern und Holzschwellen darüber, zur Seite ein Laussteg für Fußgänger, mit dünnem Eisengeländer.

Eine neu erbaute, kleine aber schmucke Kaserne liegt neben der Brücke. Es ist kaum glaublich, welchen Einfluß Athanas und sein kühner Streich von Tcherkezkioj im ganzen Gebiete der europäischen Türkei ausgeübt haben. Der Unwille des Großherrn rief, nach dem Geschehniß an allen verdächtigen Stellen, zumal längs der Bahnen solche Wacht Häuser und einen regen Patronillendienst hervor. Der tüchtigste Polizeiminister hätte das nicht zu Wege gebracht.

Dicht hinter der Brücke, also unsern von Karassuli, liegt die Station Gömendje, nach dem nahen Städtchen genannt, das oft auch dem hier am rechten Ufer gelegenen Gebirge, der Pajik planina, seinen Namen leiht. Sie heißt hier häufig: Gömendje Balkan.

Dann tritt man in die erste, das Vardarthal einschneidende Enge, den Tschingane Verbend, die „Zigeuner-Engen“. Etwa zehn Kilometer lang, ist sie kahl und viel gewunden, mit laublosen Berghängen zu beiden Seiten, wenig imposant, bei Weitem nicht dem Saccaria-Durchbruch bei Genew vergleichbar. Eher wird man an die Enge zwischen Mesedje und Veste der anatolischen Linie erinnert. Beim Austritt fährt man eine Strecke weit in einer Akazienallee, deren Anblick uns bedauern läßt, daß die Sitte, zur Seite der Wege Bäume zu pflanzen, die jedem Lande ein freundliches Aussehen giebt, dem Orient so gänzlich fern geblieben ist. Freilich würde das Bemühen wohl an der zerstörenden Thätigkeit der Ziegenherden scheitern, ehe nicht strenge Feldpolizei gehandhabt wird. — Zur Linken, im Westen, sehen wir hoch am Bergezhange ein bedeutendes Dorf Majadagh. Es ist

ein industriereicher Ort, von Türken bewohnt, die tüchtige Tuchweber sind. Gemeinsam mit ihren Stammesgenossen in den benachbarten Dörfern machen sie sich anheischig, das Tuch für die ganze türkische Armee zu liefern — einen schönen sehr dauerhaften Stoff — wenn man sie von den modern zugestuzten Submissionsbedingungen der Armee-Verwaltung befreien wollte. Diese erfordern nämlich größere Kapitalien zur Kautionsstellung, welche sie nicht besitzen, und noch Aehnliches, womit sie nicht im Stande sind, sich zu befrenden. Unterhalb Majadagh liegt ein großes katholisch-bulgarisches Dorf, Dezovna. Dann erreicht man, über die Malareka hinwegfahrend, das Städtchen Guevguelj, einen neuen freundlichen Ort mit hübschen Häusern und einer bulgarischen Kirche, deren weißer Glockenthurm zwischen den rothen Dächern und grünen Bäumen hervorlugt. Dahinter erblickt man die zackigen Häupter des Karadjova-Gebirges, zum Theil in Wolken und Schnee gehüllt. Es ist ein eigenes Ding mit der Einwirkung des Bahnbaues auf die einzelnen Orte, die er berührt. An dem einen geht er anscheinend spurlos vorüber, um andere gänzlich umzugestalten. Guevguelj war vor der Eröffnung dieser Linie nur ein kleines Dorf; jetzt ist es eine wohlhabende Stadt von 6000 Einwohnern und Sitz eines Kaimakam, eines Kreisvorstehers. Sein Emporkommen verdankt es der in der ganzen Türkei wieder neu belebten Seidenkultur.

Nördlich Guevguelj breitet sich das Bardarthal wieder zu einer wohlbebauten Ebene aus, die von Gärten und Nußbäumen erfüllt ist; der erste Mais gedeiht dort. Auch landschaftlich ist die Gegend hübsch; über niedrigen dunkleren Ketten, welche das Thal begleiten, erblickt man stets die hohen Bergmassen im westlichen Hintergrunde.

Das Dorf Smokoviča, am Nordende der Ebene wird von einem alten schloßähnlichen Bau überragt, den sich einst, zum Schutze gegen die Räuber, ein reicher Grundherr errichtete, und der ihm manche Dienste leistete. Es ist der „Thurm“, wie ihn die Güter bei Salonik besitzen. Die Gegend galt früher als besonders unsicher; selbst nach Guevgueli drang vor einigen Jahren eine Bande von 60 Mann ein, um einen reichen Notabeln des Orts aufzuheben. Achtundvierzig Stunden hindurch aber vertheidigte sich dieser in Gesellschaft seines Sohnes im festen Hause und nöthigte die Angreifer, unverrichteter Sache abzuziehen. Das hier bis an den Bardar herantretende Gebirge ist besonders unzugänglich. Es bildet den Bereich der Kohlenbrenner, die ihre Kohlen zur Station Mirovce an die Bahn bringen, dies friedliche, doch mühsame Gewerbe aber gelegentlich mit dem lustigeren Abenteuererleben des Briganten vertauschen. — Eine Tempelruine und ein großer Baum jener Gegend wurden uns von Herrn Inspektor Hochgräfl als Merkwürdigkeiten gezeigt. Der Baum ist der Ort, wo vor zwei Jahren das Lösegeld für Bahnmeister Solini gezahlt wurde, den die Räuber ins Gebirge fortgeführt hatten. Man staunt über deren edle Dreistigkeit, ihre Geschäftsabschlüsse ungenirt am großen Verkehrswege abzumachen. Leider stellt aber die Gewalt, welche sie inzwischen über die Geißel haben, sie vor Verfolgungen sicher. Für die Wiederauffindung eines Entführten hat sich übrigens schon eine ganz bestimmte Technik herausgebildet. In der Gegend der That gewinnt man zunächst einen ortsbewanderten, zuverlässigen Mann, der dann mit einer weißen Fahne oder sonst einem weithin sichtbaren Zeichen über die Höhen zieht. Es kann nicht fehlen, daß er von Hirten und Kohlenbrennern angeredet wird. „Was thust



Du hier?“ „Ich suche einen Mann“ — „bir Kaib,“ einen Verlorengegangenen. — „Wir wissen nichts von ihm!“ „Thut nichts, ich werde weiter suchen; es wird sich schon Jemand finden, der mir sagen kann, wo er ist, denn es giebt ein schönes Stück Geld dabei zu verdienen.“ „So — warte einmal, oder komm' in unser Dorf; wir kennen Jemand, der vielleicht weiß, wo Dein Verlorengegangener ist“ — und somit sind die diplomatischen Verhandlungen von Macht zu Macht eröffnet. Bald trifft in der Regel auch briefliche Nachricht von dem Gefangenen selber ein.

Vor der Station von Strumdja\*) hat man einen schönen Blick in die berühmte Enge des eisernen Thors — das Demirkapu — hinein. Dies Defilee ist grüner und laubreicher, als Tschingané-Derbend; die Hänge zur Seite sind höher; doch kommt es immer noch dem Saccaria oder Karassu nicht gleich. Erst das eigentliche Demirkapu selbst, am Ausgang der Enge ist eine großartige Felsparthie, wie die der Nischawaschlucht in Serbien. Zwischen hochaufragenden Wänden zwängt sich der Fluß hindurch, schmale Seitenschluchten, durch die Bergwasser senkrecht in das Gestein geschnitten, rufen uns die, von Berlin aus vielbesuchten „Gründe“ der Sächsischen Schweiz ins Gedächtniß. Das Thor zeigt die Reste eines Römerbaues; denn, wie am Saccaria, so führte auch durch diese Enge eine antike Kunststraße. Die erste soll ja bekanntlich schon König Archelaos von Macedonien angelegt haben. In diesem Defilee war es, wo Bahnmeister Solini gefangen genommen wurde. Ein neues Türkisches Wachthaus und ein Saptiehposten bezeichneten die Stelle; denn dergleichen soll hier nicht wieder vorkommen. Der ganze Paß war gut bewacht;

---

\*) Die gleichnamige Stadt liegt 25 Kilometer entfernt.

mehrfach begegneten wir Patrouillen und Posten der Gensdarmarie, deren rothverschürzte Uniformen und rother Fetz in dieser Einöde einen recht eigenartigen Kontrast gegen das helle Grün der schmalen Wiesenstreifen am Flusse hervorriefen.

Dicht nördlich des Demirkapu liegt die Station gleichen Namens, mit dem, von einer Oesterreicherin gehaltenen, Frühstücksbüffet der Strecke. Von der außerordentlichen Treibkraft des Bodens liefern die hohen schattigen Baumgruppen am Bahnhofe ein sprechendes Zeugniß; denn sie sind nicht älter, als jener, d. h. noch nicht 20 Jahre.

Weiterhin öffnet sich das Thal wieder und läßt Raum für Gärten und Felder; die umgebenden Höhen sind niedriger. So geht es bis zur Station Krivolak weiter. Einige Kilometer oberhalb ist der Bardar neuerdings überbrückt worden, und von der Brücke geht am linken — östlichen — Ufer eine gute Chaussee nach Zschitib (Stiplje), einer Stadt von 15 000 Einwohner, ab. Dafür fehlt aber das Straßenstück zwischen Brücke und Bahnhof ganz.

Bei Gradsko-Veniziani, der nächsten Station, welche die Namen zweier nahe gelegener Dörfer vereinigt, und nicht etwa, wie vielfach angenommen wird, „venetianisch Gradsko“ heißt, mündet die Chaussee, welche heute Monastir mit der Eisenbahn in Verbindung setzt. In zwölf Stunden erreicht man zu Wagen oder zu Pferde die jetzige macedonische Hauptstadt. Mit der Eröffnung der neuen Linie wird diese erst kürzlich angelegte Straße wieder veröden. Kurz ehe wir Gradsko erreichten, bot sich uns gen Westen ein Blick ins Czerna-Thal. Nahe an dessen Ausgang zum Bardar deuten Mauerreste den Ort des alten Stobi an, jener Feste, welche mit Prila-

pon, oder Parembole, die vorgeschobenen Posten Pelagonien's gegen Norden hin bildete. Dicht dabei liegt Palikura\*)-Tschißlik, einem deutschen Herrn, Namens Zimmer, — ich glaube aus Frankfurt a. M. — gehörig, und von württembergischen Kolonisten bewirthschaftet, die tüchtig vorwärts kommen, ein Beispiel, welches gegen die allgemeine Annahme spricht, daß der Fremde als Landwirth auf türkischem Boden nicht erfolgreich sein könne. Die sorgfältigere Bestellung der Felder läßt uns die kundigere Hand nicht einheimischer Arbeiter erkennen.

Höchst malerisch, zu beiden Seiten des Bardar amphitheatralisch aufsteigend, liegt Köprükî, slavisch Belesch, eine Stadt von 21 000 Einwohnern mit ansehnlichen Häusern, Kasernen und einem Hospital, ein wichtiger Flußübergang und Verkehrsmittelpunkt, auch Garnisonstadt. Dicht davor am westlichen Ufer, hoch auf dem Bergesrand, am engen und steil eingeschnittenen Defilee, entdeckten wir noch die Reste der alten Burg, welche hier das Thal verschloß. Nördlich folgt wieder ein weiter, fruchtbarer und baumbedeckter Kessel und dann von Neuem eine 16—18 Kilometer lange Enge, deren Hänge sich im Frühling mit blühendem Flieder bedecken.

Hier mündet am rechten Ufer, von Norden kommend, im tief eingeschnittenen Thale, die Picinia. An der steilen Bergwand über dieser grüßen uns die weißen Mauern und Erker eines bedeutenden Klosters, Sveti Joanna; ein anderes liegt ein wenig weiter oberhalb. Zur Linken im Westen öffnet uns eine Seitenschlucht einen höchst malerischen Blick auf hohe Gebirgsmassen,

---

\*) Paleochori-Altendorf.



die bis über 7500 Fuß aufsteigen, und welche bald ganz über die niedrigeren Vorberge hinwegschauen. Oben sind sie, unter dem Schnee, noch stark mit Wald bedeckt. Dann folgt Selenico, das gemeinhin, doch anscheinend mit Unrecht, als der Geburtsort Justinian des Großen bezeichnet wird. Die richtige Stelle mag das, unfern am linken Ufer gegenüberliegende Taor sein, wo Mauerreste auf einem Bergvorsprunge ein altes Castell andeuten. Es ist ein wichtiger Punkt; denn er beherrscht vollkommen den Ausgang des Vardarthal's in die Ebene von Üsküb. Auf der einen Seite vom Vardar, auf der andern vom Kaplansee geschützt, rückwärts an hohe Berge gelehnt, muß der Platz ein außerordentlich fester gewesen sein.

Ein Panorama von Gebirgszügen mit niedrigen Vorbergen umgiebt die fruchtbare, sehr gut angebaute Ebene von Üsküb, die sich mit der pelagonischen wohl messen kann, wenn sie auch kleiner ist als jene.\*) In Nordwest thront im Hintergrunde der Qubatr, die höchste Spitze des Schardagh und der Riese unter den Bergen des Balkan, da er über 9000 Fuß aufsteigt. Sein Haupt ist noch ganz in Schnee getaucht. Üsküb, von Gärten umgeben, von Minarets überragt, macht, wie die meisten türkischen Städte, von fern gesehen, einen sehr hübschen Eindruck. In Wirklichkeit hat sich nur um den Bahnhof herum ein freundliches europäisches Viertel gruppiert, das auch seinen guten Gasthof besitzt, während wir im Uebrigen eine ächt albanesische Stadt vor uns haben, mit holprigen Straßen, krummen und schiefen, meist offenen, Werkstätten und Verkaufsläden, endlich

---

\*) Im Gegensatz zu den anderen Thalsohlen am Vardar zeigt sie verhältnißmäßig viel Tabatsbau.

vereinzelten größeren Häusern dazwischen. Eine breite steinerne und eine Anzahl hölzerner Brücken führen über den Vardar; ein mittelalterliches Kastell, heute als Lazareth dienend, überragt, noch ziemlich wohlerhalten, die Stadt. Die bedeutendste Sehenswürdigkeit, eine alt-römische Wasserleitung, liegt leider zu weit entfernt, als daß wir sie hätten besuchen können.

Das Mittagessen auf dem Bahnhofe, wo man gut und billig speist, eine kurze Rundfahrt durch die Stadt, der Besuch beim Vali Divisions-General Edhem Pascha, einem noch sehr rüstigen, jugendlich aussehenden Herrn, der sich allgemeiner Beliebtheit erfreut und uns auf's Zubovorkommendste empfing — eine kurze Bekanntschaft mit den deutschen Familien der Eisenbahnverwaltung und die Unterhaltung mit mehreren türkischen Offizieren, welche in Deutschland gedient hatten, füllten die beiden Stunden, die uns in Üsküb gelassen waren, auf das Angenehmste aus. Neugestärkt und frisch traten wir um 3 Uhr die Heimreise an, das Vardarthal noch einmal durcheilend.

Der Vergleich mit der Strecke über Vodenä nach Pelagonien hinein, muß zu Ungunsten des Vardarthales ausfallen. Hier liegen keine rosenduftenden Midasgärten, wie bei Karaferia und Vodenä, keine Kaskaden und Felsgrotten. In Fruchtbarkeit können sich nur die Gegend von Guevgueli und der Thalkessel von Üsküb mit jenen gesegneten Landstrichen vergleichen. Auch ist die Natur einförmiger. Es fehlen die Gegensätze zwischen lachender, farbenreicher Landschaft und düsterer Bergwelt, wie sie die Fahrt nach Monastir uns zweimal darbot, die weiten Blicke aus Pässen heraus auf gesegnetes Land, wie von Vodenä und Banika her, die großen kornwogenden Ebenen, wie am unteren Vardar, am Karassu

und bei Monastir. Wäre die eine Linie nicht eine große Durchgangsbahn, und die andere vorläufig noch eine Sackbahn, nur bestimmt, eine fruchtbare Provinz zu eröffnen, so könnte das Urtheil über die Zukunft beider keinem Zweifel unterliegen. Die vorläufig verschiedene Natur dieser Verkehrsadern aber macht den Vergleich in Bezug auf ihren Werth schwieriger.

Wie das Land längs der Vardarlinie einförmiger ist, so ist es auch die Bahn selbst. Es fehlen ihr die den Ingenieur und Baumeister fesselnden Kunstbauten, die großen Brücken, schwindelnden Viadukte und langen Tunnel der Linie nach Monastir.

Dennoch ist auch die Fahrt nach Üsküb recht lohnend. Niemand, der zuvor das westliche Macedonien gesehen, darf versäumen, auch das mittlere am Vardar kennen zu lernen. Der Ausflug soll, wenn man ihn über Üsküb hinaus in's Defilee von Kaczanik fortsetzen kann, auch von hohem landschaftlichem Reize sein.

Am nächsten Abend — den 9. Juni — fand ich mich an Bord der Tebe und nahm Abschied von Macedonien, von Salonik und meinen dortigen Freunden, dem Konjul Nordmann und seiner liebenswürdigen Frau, deren Gastfreundschaft mir den Aufenthalt besonders angenehm gemacht, und deren reiche Kenntniß von Land, Leuten und Sitten mir viel tiefere Einblicke in das Leben und Treiben des leider so schnell durchheilten Gebietes ermöglicht hatten, als sie sonst dem Fremden gegönnt sind. Ich trennte mich mit dankbarem Herzen von ihnen.

Der Sonnenuntergang war schön und klar, und ließ mich vom Deck der Tebe aus noch einmal deutlich die Stadt, die Citadelle und ihre Mauern übersehen. Dahinter lagen die Berge, in grüne und röthliche Tinten



getaucht. Am Strande herrschte munteres Treiben, und vom Arsenal aus klang die Militärmusik zu uns herüber. Salonik scheint mir zu Unrecht als häßlich verläumdete.

Dann streifte der Blick noch einmal über die Ebene an der Arius- und Haliacmon-Mündung, über Bottiaea und Emathia, den Stammsitz der alten macedonischen Macht. Die Lage dieser Ebene, inmitten des weiten Berglands, vom Meere bespült, der natürliche Ausgang für alle vom Innern her kommenden Straßen und Flüsse ist bedeutungsvoll und bestimmend für ihre Schicksale gewesen. „Diese glückliche Lage war es“ — sagt Desdewiès richtig — „welche die alten Macedner befähigte, die anderen Stämme rundum zu unterwerfen, alle Nachbarn zu beherrschen, endlich Griechenland und Asien zu erobern und dann 60 Jahre lang ruhmvoll der Römermacht zu trotzen. Noch in unseren Tagen fällt die Gunst der Umstände in's Auge; die Nähe des Meeres, der Hafen von Salonik gewähren dem Verkehr Erleichterungen, welche sich ohne Schwierigkeit noch vermehren ließen, und wieder wäre dieser bevorzugte Strich der natürliche Mittelpunkt, sollte es hier jemals zu einer neuen Staatenbildung kommen.“

Wir erwachten am Athos, der uns im lichten Morgenschein noch mehr, als beim ersten Vorüberfahren in der Abenddämmerung durch die Kühnheit seiner Formen in Staunen setzte. Seine Schneefelder hatten freilich inzwischen sehr abgenommen; sie waren oben vom nackten Fels herabgeglitten. In den Schluchten aber zogen sich noch weiße Streifen von der Höhe hinab, die sich tiefer unten, wo die Wälder beginnen, zu breiten Flächen erweiterten. Wir fuhren diesmal viel näher am Fuße des mächtigen Felsstocks vorüber, so daß wir alle Einzelheiten erkennen konnten, die Wälder, die schwindelnden

Pfade, die Klöster. Eines davon, am Rande einer dunkeln Schlucht auf einer Klippe gelegen, gleicht mit seinen Dependenzen einer kleinen besetzten Stadt von Burgen und Schlössern. Darunter fällt die Felswand senkrecht mehrere hundert Fuß tief zum Meere ab; das Auge entdeckt hier keinen Weg mehr, und es erscheint wunderbar, wie Menschen dort hinauf gelangen konnten, um so große Bauten auszuführen. Einzelne Klöster sind von hohen Mauern und flankirenden Thürmen umgeben; der Verkehr mag vielleicht in Körben stattfinden, die emporgewunden werden, wie bei einzelnen Klöstern an der griechischen Grenze. Wir biegen um den Berg herum; denn die Tebe nimmt ihren Kurs auf Cavalla. Von der Ostseite präsentiert sich der Athos noch stattlicher als im Süden. Er ist belaubter und freundlicher hier. Der hellgraue, von weißen Schneelinien gespaltene, Fels des obersten Regels ragt über die grünen Waldberge der niedrigeren Stufen hervor, die sich weit an der Küste dahinstrecken.

Angenehme Ruhe herrscht auf dem langsam durch die blaue Fluth gleitenden Schiffe; nur das leise Rauschen des Wassers hinter der Schraube unterbricht die tiefe, man möchte sagen, sonntägliche Stille. Wer sich ausruhen will, unternehme in dieser Jahreszeit eine Reise durch die südlichen Meere. —

Cavalla, von fern gesehen, macht keinen sehr anziehenden Eindruck. Man erblickt ein scharf in die Wogen hineinspringendes Vorgebirge, das von Häusern und Dächern bedeckt ist, darüber ein altes Kastell, im Hintergrunde eine kahle, steinige Bergwand. Viele Orte an der Westküste Kleinasiens haben eine solche Lage. Gegenüber dehnt sich Tassos aus, bergig kahl, anscheinend unbewohnt; denn auch dort haben sich die Orte mehr von der Küste zurückgezogen.

Fährt man aber in den Hafen ein, so ändert sich das Bild. Der Prozeß ist hier umgekehrt, wie sonst bei türkischen Städten; Cavalla gewinnt, in der Nähe gesehn. Wir haben jetzt das stadtbedeckte Vorgebirge zu unserer Rechten und erkennen, daß es von der Küste durch eine tiefe Einsattelung getrennt ist, über welche hinweg, in schönen zweistöckigen Bogen, eine antike Wasserleitung führt. Darunter liegt gleichfalls ein Stadtviertel; und nach Westen hin schließt sich, längs der Küste, ein neuerbauter Vorort an mit recht stattlichen steinernen Wohnhäusern und großen massiven Speichern. Es sind die Sitze der Konsuln und die Etablissements der türkischen Tabakregie, sowie der beiden Handelshäuser Alatini frères von Salonik und Herzog aus Pest; denn Cavalla ist ein Hauptstapelplatz und Ausfuhrort für den türkischen Tabak. — Einst war es jedenfalls auch ein Platz von großer Stärke. Das Vorgebirge, auf dem es liegt, ist ringsum von zinnengekrönten Mauern umrändert; diese Mauern wieder sind durch Quermauern mit dem Kastell verbunden, und die Stadt wurde so in verschiedene selbstständige Abtheilungen getheilt, die sich unabhängig von einander vertheidigen konnten. Auch die Unterstadt am Aquädukt besaß ihre eigene Befestigung. Cavalla ist alt, aber nicht verfallen; selbst seine Mauern sind noch wohl erhalten, die Straßen eng; doch rein und gut gepflastert. Es erinnert viel mehr an italienische oder dalmatische Küstenstädte, als an die türkischen. Auf halber Höhe an der Westseite liegt eine Moschee mit Vorhof, einem Imaret\*) und einer Säulenhalle im arabischen Stile, in Marmor erbaut. Es ist eine Stiftung des großen Mehemet Ali von

---

\*) Eine Volksküche, aus welcher die Armen unentgeltlich gespeist werden.



Egypten, eines der merkwürdigsten Fürsten dieses Jahrhunderts.\*) Der Herrscher des Nilreiches, der den Sudan und Arabien eroberte, Syrien seinem Scepter unterwarf, dessen Heere tief in Vorder-Asien standen, nachdem sie die cilicischen Pässe siegreich überschritten, der Mann, der dem Orient fast eine vollkommen veränderte Gestalt gegeben, der in seinem Siegeslaufe nur durch die Intervention Europa's aufgehalten wurde, war zuvor ein schlichter Büchsenspanner aus Cavalla. Unter schattigen Bäumen wird dort seines Vaters Grab gezeigt und von den Einwohnern in hohen Ehren gehalten. Seinem Heimathsorte stellte er die Wahl, ob er einen Quai am Meere oder eine Moschee mit Armen-speiseanstalt zum Geschenk haben wolle. Die Bewohner, weniger practisch gesonnen als „der große Handelsmann am Nil“, wie Moltke ihn nennt, entschieden sich für das Letztere.

„Er für seine Person ist einfach, freundlich und strenge zugleich“; — so schildert Profesch von Osten den berühmten Vizekönig — „in seinen Adern, in seinen Blicken lebt ein vielfaches Leben. Der Ausdruck seines ganzen Wesens ist Wißbegierde. Er faßt keine Idee an, ohne sie zu erweitern und anzuwenden; hundert Pläne bewegen sich zu gleicher Zeit in seinem Kopfe. Marine und Landbau beschäftigen ihn jetzt am meisten“ ...

„Es gewährt kein geringes Interesse, diese Naturkraft thätig zu sehen. In einer und derselben Stunde sprach er mir von der Kolonisirung von Sennaar und Kordofan, von der Einführung neuer Baum- und Getreidearten in Egypten, von der Ausbreitung und Verbesserung des bereits bestehenden Anbaues, von der Grabung von Kanälen, um der Wüste Boden abzurufen, von Ver-

\*) 1805—1849.

schönerungen in und um Kairo, von der Anlage eines Arsenal und geschlossenen Hafens in Alexandria, von der Gründung einer Stadt bei Abukir, endlich von Handel und Schifffahrt. „„Ohne Landbau kein Handel“, — dies waren seine Worte — „„Ohne Handel kein Landbau; ohne Flotte kein Handel.““\*)

Etwas von der Beweglichkeit von Mehemed Ali's Geiste scheint auf die Einwohner von Cavalla überkommen zu sein. Die Stadt macht einen frischen, lebendigen, ja heiteren und zufriedenen Eindruck; sie ist wohlhabend. Dies läßt sich leicht erklären; denn die drei großen Tabaks-Manufakturen allein beschäftigen durchschnittlich 5000 Arbeiter, welche im Jahre zusammen an 150,000 Türkische Pfund Arbeitslohn verdienen.\*\*\*) Im Ganzen zählt Cavalla heute 20,000 Einwohner. Die Sorge ist groß in der Stadt, daß die über Drama demnächst vorüberführende Eisenbahn den Wohlstand schädigen werde, da eine Verbindung mit derselben wegen der im Rücken emporragenden Bergwand unmöglich ist. Wahrscheinlich jedoch ist die Furcht ganz unbegründet, da der Tabak, sowie die übrigen ländlichen Erzeugnisse der fruchtbaren Umgegend stets den nächsten Weg nach dem Meere suchen werden. Die Verfrachtung mit der Bahn nach Salonik würde sie unnöthig vertheuern.

Ich war so glücklich, durch Dr. Mordtmann's Empfehlung in Cavalla vortreffliche Aufnahme und Führung seitens des deutschen Consular-Agenten, Herrn Adolph Wix, zu finden. Er ist der Vertreter des Hauses Herzog, ein noch sehr junger Mann, der wohl kaum die

\*) Dr. Ernst Münch. Denkwürdigkeiten und Erinnerungen aus dem Orient vom Ritter Proteusch von Osten. Stuttgart. Hallberger 1837. Band III. S. 423. 424.

\*\*) Etwas 2,700,000 Mark.

Mitte der Zwanziger überschritten hat, sich aber dennoch durch Geschick und Thatkraft in Zeit von vier Jahren eine ganz hervorragende Stellung geschaffen hat. Er selbst ist der Gründer und Erbauer des großartigen Etablissements und mußte den Boden dazu erst dem berühmten Welthandelshause der Brüder Matini abringen, das dort so lange unumschränkt geherrscht hatte. Mich freute es besonders, wieder einmal einen Mann zu finden, der für den Orient etwas Anderes hatte, als die üblichen Klagen über die Schwierigkeit, Erfolge zu erringen, und der durch die That beweist, daß seine günstigere Anschauung auf solidem Boden ruht. Bei einem Besuche der Manufaktur erstaunte mich, den Soldaten, neben allem Andern, die vorzügliche Ordnung und Zucht unter den zahlreichen Arbeitern und Arbeiterinnen verschiedener Nationalitäten. Uebrigens scheint Cavalla von Alters her den Fremden gastlich gewesen zu sein; denn schon Cousinéry berichtet: „Je ne quittai pas Cavala sans reconnaître, qu'il aurait été difficile de trouver, dans toute la Turquie, un établissement européen, où l'on vit régner autant d'intimité entre des hommes si différents dans leur croyance et dans leur éducation.“ Das Verdienst an dem guten Einvernehmen zwischen der europäischen Kolonie und der Einwohnerschaft kam damals einem Herrn Léon zu, dem Repräsentanten eines französischen Hauses.

Herrn Wix verdanke ich noch einen interessanten Ausflug nach den Ruinen von Philippi. Sie liegen 14 Kilometer nordwestlich Cavalla beim Han von Deliklitash. Von der Stadt aus steigt man auf neuer, schön gebaueter Straße, der besten, die ich bisher in türkischen Landen gesehen, steil zur Paßhöhe hinauf, und dann gleich wieder hinab in den Thaltessel des Vereketlûgl,



eines sumpfigen Wiesengeländes. Weiter geht es, auf schnurgerader Chaussee an einem hübschen Landgute vorüber, durch die wohlangebaute Ebene nach dem Fuße der jenseitigen Höhen, wo der Han liegt. Zur Linken hat man während der Fahrt den hohen zackigen Gebirgstock des Pangaeus, des heutigen Bunardagh, in welchem König Philipp's Goldminen lagen, durch die beiden festen Plätze von Philippi und Amphipolis geschützt. Heute trägt der Bunardagh, wie der Chortatsch, nur noch Eisgruben, welche Cavalla versorgen. Drüben im Norden steigen gleichfalls hohe Berge an. Dazwischen liegt grünes, fruchtbares Land.

Philippi ist oft besucht, durchforscht, beschrieben und abgebildet worden. Am eingehendsten ist Heuzey's Bericht.<sup>\*)</sup> Kurz vor mir war Dr. Kern dort, und ich darf mich einer eingehenden Ortschilderung enthalten. Die alte Stadt erhob sich theils auf einem, von den nördlichen Gebirgen aus weit in die Ebene vorspringenden felsigen Kap, theils in dieser Ebene selbst. Droben, wo heut die Ruinen eines mittelalterlichen Schlosses liegen, war der Ort der Akropolis. Vor derselben, dicht über der Tiefe stand ein Dianentempel; der Felsabhang war in Abjäten oder Stufen ausgearbeitet, deren Inschriften und Reliefs, Diana mit dem Hirsch darstellend, noch recht wohl kenntlich sind. Am Fuße lag das Theater, unfern davon ein Tempel. Die Reste einer christlichen Kirche sind ebenda sichtbar. In der Ebene dehnte sich die Stadt aus, und deutlich lassen sich noch die Spuren ihrer Umfassungsmauern unterscheiden. Vier Pfeiler eines Triumphbogens ragen indeß allein noch aus den Saat-

<sup>\*)</sup> Mission archéologique de Macédoine en l'année 1861 par Léon Heuzey (Par ordre de Sa Majesté l'Empereur Napoléon III). Paris. Firmin Didot frères.

feldern auf; ein Marmorbloß mit langer lateinischer Inschrift, leider jetzt ganz frisch beschädigt, liegt daneben.

Die Stätte von Philippi ist erheblich kleiner als diejenige von Pella; aber sie ist interessant, weil sie der Phantasie vollkommen Freiheit läßt, das Bild der alten Stadt zu ergänzen. Kein modernes Städtchen oder Dorf deckt die Trümmerstätte. Auch ist sie frei von Wald und Buschwerk. Am Fuße des Vorgebirges stehend, sieht man deutlich die Lage der Burg, der Oberstadt mit ihren öffentlichen Gebäuden und der Unterstadt mit den Straßen und Plätzen der Bürgerschaft. Die Via Egnatia führte durch jenen noch erhaltenen Triumphbogen weiter nach Byzanz. Ein Zweig derselben von Philippi nach Cavalla, dem alten Neapolis, zieht sich streckenweise neben der Chaussee hin und ist so vollkommen wohl erhalten, daß man ihn für ein modernes Pflaster nehmen möchte.

Ein abendlicher Spaziergang durch die belebten Straßen von Cavalla, wo viele Leute beschäftigt waren, vor den Häusern im Freien die Tische für ihre Mahlzeit aufzustellen und zu decken, und wo, man möchte sagen, festliches, Treiben herrschte, endete meinen Besuch. In voller Dunkelheit lichtete die Lebe den Anker. Am nächsten Mittag waren wir in den Dardanellen; dann folgte die Fahrt an der Nordküste der Propontis entlang, bei Gallipoli vorbei und am folgenden Morgen erwachten wir in Stambul.

Wie lange hatte ich gewünscht, Macedonien zu sehen, das Vaterland Philipp's und Alexander's, das Land reicher, vielbewegter Vergangenheit und einer bedeutenden, wenn freilich auch noch im Dunkel der Ungewißheit ruhenden Zukunft; jetzt kannte ich es und war zufrieden.

„Bu meraqdan-da Kurtulduq!“



## VI.

### Die neue Eisenbahn.

Aus der sachkundigen Feder des Professor Forchheimer, der die Eisenbahn von Salonik nach Monastir im Frühjahr bereist hat, sie freilich leider noch vielfach im Schnee fand, steht eine genauere Darstellung der Arbeiten auf dieser Linie in Aussicht. Um so mehr dürfen wir uns hier auf Angaben allgemeiner Natur beschränken, welche eben hinreichen, ein Bild von der Bedeutung des ganzen Werkes zu machen.

Auch auf dieser Linie ist, wie bei der von der gleichen deutschen Gesellschaft hergestellten anatolischen Bahn, der gesammte Oberbau aus Stahl, welchen Direktor Rapp auf Grund seiner Erfahrungen für die Bedürfnisse des Orient als dasjenige Material erkannt hat, dem entschieden der Vorzug zu geben ist.

Da auch die Verlängerungen der anatolischen Bahn sowie die neue strategische Linie Salonik-Debeagatsch denselben Oberbau erhalten sollen, so werden demnächst gegen 2000 Kilometer der türkischen Bahnen nach diesem bewährten System ausgestattet sein.



An bedeutenden Kunstbauten ist die 220 Kilometer lange Eisenbahn nach Monastir besonders reich. Die Ueberschreitung des Vardar in seinem Deltagebiet erforderte über den Hauptarm eine Brücke von 350 m Länge, die, in 12 Oeffnungen von 28,3 m Lichtweite eingetheilt, aus leichten, eleganten — sogenannten versteiften — Bogenträgern hergestellt ist. Inundationsbrücken von zusammen 200 m Oeffnung lassen zu beiden Seiten den sich oft auf mehrere Kilometer ausbreitenden Hochwassern Durchlaß.

Schon vorher, bei der Station Tekeli, hat die Bahn den Galico auf einer 150 m langen Brücke, bestehend aus 12 einfachen Fachwerksträgern von 12,3 m Lichtweite passirt. Jenseits des Vardar, 6 Kilometer von der Station Kirdjeler, trifft sie auf den tiefen Karaasmaß, den Abfluß des Sees von Genidje Vardar, der nur einen wenig wechselnden Wasserstand zeigt. Eine Brücke von 72 m Länge, in nur einer Oeffnung, gebildet durch einen einzigen hohen, versteiften Bogenträger, war hier erforderlich.

Arbeiten von besonderer Wichtigkeit erheischte, wie wir schon gesehen, der Aufstieg von Bertekop auf die Höhe von Vlodowa. Vier mächtigen Viadukten von zusammen über 700 m Länge begegnen wir dort, von denen der größte 190 m lang ist und aus 6 Oeffnungen von 30 m Lichtweite besteht; während der höchste sich nicht weniger als 61 m hoch über der Thalsohle ausspannt. \*) Alle diese Viadukte liegen im Bogen von 300 m Halbmesser und in der Maximalsteigung von 25 Millimetern auf den laufenden Meter. Sie find

---

\*) Nur 10 Meter weniger als die Höhe der Thürme von Notre Dame de Paris.

aus liegenden Hängewerksträgern gebildet, die auf eisernen Pfeilern ruhen, welche selbst wieder auf mächtige Mauerwerkskörper gegründet sind.

Die 13 Tunneln haben zusammen 2700 m Länge, der bedeutendste, jener schon erwähnte bei Bladowa allein mißt 680 m.

Von weiteren beachtenswerthen Bauten ist die sich längs des Sees von Ostrowo hinziehende Strecke zu erwähnen. Hier windet sich die Bahn an den steil abfallenden Felshängen der Berge von Gornitschowo entlang, bald in tiefen Einschnitten, bald auf hohen Dämmen, gestützt durch steile Mauern, deren Fuß die Wellen des oft bewegten Sees bespülen.

Die Ebene von Monastir ist von der, sich an dieses Wasserbecken anschließenden kleineren Ebene von Etschissu durch den etwa 100 m hohen Paß von Cerowo getrennt, dessen Ueberschreitung noch einen Auf- und Abstieg mit der stärksten zulässigen Steigung auf je 4 Kilometer Länge und auf dem ersteren einen weiteren Viadukt von 120 m Länge, sowie einen Tunnel von 75 m Länge an der Wasserscheide erfordert.

In der an Bächen reichen Ebene von Monastir ist außer zahlreichen kleinen nur die eine längere Brücke über die Sutolowa zu erwähnen. \*)

Mit den Endpunkten Salonik und Monastir hat die Linie 13 Stationen und 3 Kreuzungen. Sehr zweckmäßig ist die Vereinigung des Bahnhofes in Salonik mit dem schon bestehenden der Orientalischen Eisenbahnen für die Linie Salonik—Izsküb.

Im Ganzen gleicht die Bahn, was ihre Art und die Güte der Ausführung anbetrifft, der Anatolischen

\*) In 8 Dessinungen von 12,5 Meter also im Ganzen 100 Meter lang.

von Ismid nach Angora. Dies ist erklärlich, da die Ausführung und Leitung beider in denselben Händen liegt.

Bis zu 6000 Arbeiter sind schon gleichzeitig beim Bau beschäftigt gewesen; doch wechselt die Stärke dieser kleinen Armee begreiflicher Weise je nach der Jahreszeit und dem Fortschreiten des Werks.

Die Regierung gewährleistet eine kilometrische Bruttoeinnahme von 14,300 Francs aus den Zehnten der, von der Bahn durchschnittenen Vilajets Salonik und Monastir. Beide umfassen ein entwicklungsfähiges Gebiet, das von einer arbeitsamen Bevölkerung bewohnt ist.

Freilich darf man einen bedeutenden Theil der Ebene am unteren Vardar und Karassu nicht ohne Weiteres zum Zufluß und Absatzgebiete der Linie rechnen. Soweit der Hafen von Salonik noch durch einen starken Tagesmarsch zu erreichen ist, gehen die Waaren auf Tragthierrücken oder zu Wagen hin und her. Allein eine Beschränkung ist hier doch in sofern vorhanden, als zur Zeit der Hochwasser die hölzernen Vardarbrücken leicht unbrauchbar oder durch Ueberschwemmungen unzugänglich werden. Das ganze rechte Vardarufer ist dann auf die Eisenbahn angewiesen. Sicherlich verbleibt der Eisenbahnlinie der schöne Landstrich der Midasgärten am Fuße der Berge von Karasferia über Miausta bis Vodena hin. Es ist ein reicher Bezirk; die drei Kaza, „Kreise,“ welche nach diesen Städten bezeichnet werden, bauen im Durchschnitte jährlich 22 1/2 Million Kilogramm Wein; die Gebirge liefern Holz: Fichten, Eichen und Kastanien; sie bergen auch mineralische Schätze, namentlich Chrom.

Außer diesem fruchtbaren Strich öffnen sich noch vier bedeutende zwischen den Gebirgsmassen liegende



Thalbecken gegen die Linie hin, nämlich: die pelagonische Ebene von Monastir, die Ebene von Kajalar, das Thal von Serfidje und die Ebene von Mëglen oder Moglena.

Die pelagonische Ebene ist unstreitig die wichtigste davon. Ungefähr 80 Kilometer lang und durchschnittlich, wenn man die wohlbebauten unteren Hänge der Gebirge mitrechnet, wohl 25 Kilometer breit, hat sie also 2000 Quadratkilometer Flächeninhalt und steht der elsässischen Rheinebene zwischen Straßburg und Mühlhausen nur wenig nach. Die Bevölkerung ist selbstverständlich nicht so dicht wie dort, dennoch immerhin ganz ansehnlich. Die drei Districte Monastir, Prilip und Florina, deren Hauptgebiet die Ebene ausmacht, zählen zusammen 409 Städte und Dörfer mit 232302 Einwohnern. \*) Das Land ist gut angebaut, wie schon gesagt wurde. Weizen, Roggen, Gerste, Hafer, Mais, Wicken, Hirse u. s. w. gedeihen auf seinen Feldern. Dennoch steht eine weitere Entwicklung zu erwarten. Zwar ist der Boden, wenigstens im westlichen Theile, schon gänzlich unter dem Pfluge, es bleiben keine brachliegenden Flächen mehr der Ausnutzung offen. Dafür aber ist eine sorgsamere Bewirthschaftung und dadurch eine Erhöhung der Tragsfähigkeit und der Erträge möglich. Der leichtere und vortheil-

---

\*) Wir stützen uns hierbei auf die sorgfältigen Erhebungen, welche die Generaldirektion der anatolischen Eisenbahn durch einen ihrer Beamten hat anstellen lassen. Dieselben sind jedenfalls nicht zu hoch gegriffen und bleiben z. B. hinter den von Bianconi gemachten Angaben meist nicht unerheblich zurück. So wird die Einwohnerzahl von Monastir hier nur zu 49589 angegeben, bei Bianconi zu 56000, die von Bodena zu 10000 statt 14000, von Karaferia 12000 statt 19000 u. s. w.

hastere Transport wird dazu auf die natürlichste Art anregen. Die Bearbeitung der Aecker ist immerhin noch eine primitive, die Düngung weder systematisch, noch überhaupt genügend. Ihre Verbesserung wird mit dem Aufschwunge der Viehzucht Hand in Hand gehen, welche in Zukunft einen bedeutenden Exportartikel abgeben kann. An Viehreichthum fehlt es nicht. Allein Art und Beschaffenheit sind noch untergeordnet; die Paarung der Thiere bleibt dem Zufalle überlassen. Die Einfuhr fremden Zuchtviehs zur Erziehung edlerer Rassen ist, bis auf vereinzelte und beim Mangel an Sorgfalt verfehlte, Experimente reicher Leute, die fern von ihren Besitzungen leben, noch nicht versucht worden. Das Vorhandensein eines Großgrundbesitzes indeß wird in Macedonien dem Fortschritt nach dieser Richtung hin entschieden zu Statten kommen. Das Beispiel fremder Landwirthe wäre von größtem Nutzen, wie sich ja auch im Bardarthale das der deutschen Pächter auf den Gütern des Herrn Zimmer bei Stobi \*) sichtlich fühlbar macht. Die Bedenklichkeit der türkischen Regierung gegenüber einer fremden Masseneinwanderung mag im Hinblick auf die Kapitulationen nicht ohne Grund sein; die Ansiedlung einzelner Gruppen von tüchtigen ausländischen Landwirthen sollte sie nach Kräften begünstigen. Es kann dadurch mehr für die Hebung der Bodenkultur und der Viehzucht geschehen, als durch die kostspielige Errichtung von Musterfarmen und Ackerbauschulen. Die Viehzucht in der pelagonischen Ebene müßte um so mehr gedeihen, als die benachbarten Berge unzweifelhaft treffliche Sommerweiden haben.

---

\*) Palikura und Guda Verbi, von den Herren Zeisset und Köhnlein gepachtet.

Sodann ist aber, wenn die Ebene einmal ganz ausgenutzt sein wird, am Fuße der Gebirge noch Raum genug für fleißige Hände. Die Cultur beginnt jetzt schon, ähnlich wie man es neuerdings am Saccaria und Karassu beobachten kann, rüstig an den Abhängen emporzusteigen. Vorerst ist es der Weinbau, der allen Bauern in roher Form ziemlich geläufig ist; die Obstzucht könnte nicht minder entwickelt werden. Einzelne Orte in Albanien und Macedonien, wie z. B. Kalkandelen und Krupista sind ihrer Früchte halber schon von alten Zeiten her berühmt. Für den Seidenbau liegt die Ebene zu hoch; der Tabak gedeiht bei Prilip. Endlich ist Holz- und Mineralreichthum noch in den Gebirgen aufzuschließen.

Südlich reihen sich die kleinen Ebenen von Gschissu und Kajalar derjenigen von Monastir an, von dieser nur durch einen Ausläufer des Bitschibergeres geschieden, welcher der westlichen Kette angehört. Sie tragen den gleichen Charakter und sind nicht minder bevölkert und angebaut. Der Flecken Kajalar soll 4000 Einwohner zählen. Zusammen haben beide Ebenen 600 Quadratkilometer Flächeninhalt.

Heinrich Barth, der diese Gegenden besuchte, macht eine vortheilhafte Beschreibung davon. Ueber Sorovitsch und Tschaltschylar (oder Kaldzilar) dort hinabsteigend, kam er durch Weinberge und Getreidefelder, sah bedeutende Ortschaften und gewann einen Eindruck von Wohlhabenheit. Auch landschaftlich ist dieses Gebiet schön; über alle Vorhöhen hinweg sieht man stets das schneebedeckte Haupt des Olymp. Kajalar — in zwei Gruppen gelegen — hatte zur Zeit von Barth's Besuch (Herbst 1862) 800 Häuser; zu dem von dort aus verwalteten Kreise gehörten im Ganzen 44 Dörfer. Auf dem Weiter-



ritt kam er durch Hendomuschli, (Erdomusli) ein schönes Dorf mit alten Bäumen und einem Herrensitz, nach Kozani, einem hübschen Städtchen mit stattlichen Häusern und lebhaftem, gut ausgestatteten Markte. Der schmucke Glockenthurm des Ortes, dessen Plattform er erstieg, bot ihm eine herrliche Aussicht auf fruchtbares Land. In Kozani stieß er wunderbarer Weise bei den Einwohnern auf Kenntniß der deutschen Sprache, da dort Handelsbeziehungen nach Wien bestanden.\*)

Ferner münden da, wo die Bahn die Midasgärten erreicht, von Süd und Nord noch die Oeffnungen zweier fruchtbarer Thäler, im Süden bei Karasferia das des Karassu, des alten Haliacmon, im Norden bei Vertekop oder Vodena, die merkwürdige Landschaft Moglena, türkisch Meglen, das „Rebelland.“

Die Karassu-Ebene bei Serfidje kann auf 800 □Km. veranschlagt werden; sie ist reich an Getreide, Mais, Sesam und Hülsenfrüchten, muß aber ihren Verkehr auf Karasferia richten, da sie vom Meere durch die nördliche Fortsetzung des Olymp getrennt ist.

Eigenthümlicher in seiner Art ist Meglen, ein abgeschlossenes Gebiet für sich, einst auch unter einem selbstständigen, vom Reiche fast unabhängigen, Vorkaisärsiten stehend. Leider machte mir die knapp bemessene Zeit einen Ausflug dorthin unmöglich, aber Hahn besuchte das „Rebelland“ von Vodena aus und beschreibt es in seiner „Reise durch die Gebiete des Drin und Bardar.“\*\*) Es wird durch den von hohen Gebirgen umschlossenen Kessel der Moglenitza gebildet, die von Norden kommend, unsern

---

\*) Heinrich Barth, Reise durch das Innere der europäischen Türkei im Herbst 1862. Berlin 1864.

\*\*) Seite 260.

Bertekop aus den Bergmassen hervorströmt und vereint mit der Nica in den See von Genidje-Bardar fließt. Der Austritt des Flüsschens ist schmal und unscheinbar, aber weiter oberhalb im Gebirge bildet dasselbe ein schönes Thal. Es soll das fruchtbarste von ganz Macedonien sein und der Boden daselbst doppelt, ja dreifach so theuer, als in der Nachbarschaft. „Viele Aecker geben drei Ernten im Jahre. Das Klima ist sehr gesund und das Quellwasser, welches aller Wege hervorsprudelt von seltener Güte.“

„Betrachtet man die Landschaft von dem Han von Lukawez\*) aus, so kann man sich keinen schöneren Anblick denken“, fährt Hahn in seiner Schilderung fort. „Dorf an Dorf zwischen Bäumen versteckt. Der Boden ist den größten Theil des Jahres hindurch grün; die, die Ebene einschließenden Berge wetteifern an Schönheit mit dieser und scheinen die Wächter solcher Annuth zu sein.“

Im Westen fällt der Kaimakschalan und die Midje planina, im Norden die hohe Kossufkette, „welche einer senkrechten Mauer gleicht“, und im Osten der zackige Pajik zu dem Thale ab, das mit seinen Hängen an 800 Quadratkilometer mißt. Im Süden wird es von derjenigen Kette abgeschlossen, auf welcher die Eisenbahn von Bertekop emporsteigt, und auf der wir unsere Wanderung begannen. 54 Dörfer und Weiler liegen hier vereint, von denen die Karten jedoch nur den kleineren Theil verzeichnen.

Moglena kann auch als „Pfefferland“ bezeichnet werden; denn eines seiner Haupterzeugnisse ist der rothe

---

\*) Nördlich Bodena auf dem Höhenrücken der Bahn gelegen.

Pfeffer-Paprika. Es versorgt damit nicht nur die ganz Halbinsel, sondern auch das Ausland. Namentlich nach Egypten und Frankreich versendet es bedeutende Massen, doch soll der Artikel niemals ganz rein in den Handel kommen, sondern mit Erbsenmehl und rothem Thon vermischt. Das Fälschen versteht man also auch im Nebellande. Sahn verzeichnet für 1863 eine Gesamtproduktion von 265 000 Otko.\*) Auch die Seidenzucht gedeiht in der Landschaft. 1863, zur Zeit der beginnenden Würmerkrankheit, wo die Ernte spärlich war, ergab dieselbe 88 000 Otko Cocons; sie wird heute erheblich bedeutender sein.

Merkwürdig ist die Moglena-Landschaft in ethnographischer Beziehung. Im Mittelalter war sie bulgarisch bevölkert und Kaiser Basilius Bulgarokonos unternahm einen besonderen Zug hierher, eroberte die Hauptstadt Moglena, indem er die Wasser, welche sie bespülten, ableiten und die Mauern untergraben ließ. Dann führte er die Großen und die Besatzung gefangen fort und gab die Einwohnerschaft seinen Soldaten Preis. Später wanderten Blachen in das Ländchen ein und ließen sich nieder. Die türkische Eroberung führte die Yüräken hinein, welche wiederum in zwei verschiedene Stämme zerfielen, der erste, die Fatichhane oder wohl Fatichhanli, hatten das eindringende Heer gebildet, der andere, die Konjaren, kamen erst ein Jahrhundert später. Die Bulgaren, welche sie dort vorfanden und unterwarfen, traten zum Islam über, haben aber bis heute ihre Sprache bewahrt, welche sie mit einem eigenthümlichen Dialekte sprechen. Die Blachen folgten erst viel später und nur zum Theile dem Beispiele der Bulgaren, als ihr eigener

---

\*) Eine Otko =  $1\frac{1}{4}$  kg.



Bischof sich zur Lehre Mahomed's bekannte. Sie sind heute die fanatischsten Anhänger des Halbmondes. Auch sie haben ihre Sprache erhalten, während den jetzt vereinigten Mädaenstämmen wieder das bulgarische und vlachische fremd geblieben ist, so daß das kleine Ländchen nicht weniger als drei — oder mit dem jedenfalls bekannten griechisch — vier verschiedene Idiome spricht. Das ganze Gebiet unterstand bis zu Sultan Mahmuds Reformen einem Bey aus der Familie der Zirim Baschi, die sich rühmte, von dem Feldherrn der ersten türkischen Eroberer abzustammen. Noch vor 50 Jahren durfte kein Fremder es wagen, den Bezirk von Moglena zu betreten. Dieser lebte abgeschlossen für sich, wie heute Hochalbanien; nur von der Obrigkeit Verfolgte fanden dort einen sicheren Schlupfwinkel. Jetzt geht es im Nebellande vollkommen friedfertig her.

Richtig ist es, daß die Erzeugnisse der (einschließlich der Midaengärten) fünf fruchtbaren Thalsflächen, welche zusammen 5200 □Km., also soviel wie ein Dritttheil des Königreichs Sachsen einnehmen, nicht ausschließlich dem Eisenbahnverkehr zu Gute kommen werden. Ihre Fruchtbarkeit muß aushelfen, um die Ortschaften der angrenzenden Gebirge mit zu ernähren. Dafür können aber diese selbst künftig durch Holz, Mineralien, und statt der Felle, welche heute einen Hauptausfuhrartikel bilden, durch Viehheerden, zum Exportverkehr beitragen. Bedeutende Hinterländereien werden ihre Verbindung nach der Eisenbahn hin aufnehmen.

Dahin ist zunächst im Westen der albanesische Distrikt von Debre zu rechnen, der gegenwärtig seine Verbindung mit der Welt durch die, 32 Stunden entfernte, Bahnstation Üstüb unterhält, nach Monastir aber nur 24 Stunden Entfernung zu überwinden hat und demnächst

eine gute Chaussee dorthin besitzen wird. Debre ist ein bedeutender Binnenmarkt für die ganze Umgegend, der jährlich einen Import von 1500 Tonnen verbraucht. Es folgen die dem nördlichen Theile der Ebene von Monastir näher gelegenen Distrikte von Kritschewo — dem alten Scirtiana — und Kruschewo, welche jetzt, wie bisher auch Monastir selbst, nach Gradsko an der Vardarlinie verkehren.

Weiter südlich folgen dann Struga und Ochrida, die beiden bedeutendsten Plätze im Becken des Ochrida-Sees, des ehemaligen Hauptsitzes der bulgarischen Herrschaft zur Zeit Czar Samuels. Ochrida allein hat nach Bianconi's Schätzung 16000 Einwohner. Beide Städte führten bisher ihren Ueberschuß an Getreide auf den albanischen Markt zu Debre. Nur 14, bezüglich 12 Stunden von Monastir entfernt und durch eine gute Straße mit diesem verbunden, werden sie künftig der neuen Bahnlinie tributpflichtig werden. Dasselbe trifft auch für das nur 6 Stunden von Monastir entfernte Resnya und das fruchtbare Becken des Presba-Sees zu.

Selbst das südalbanesische Goriðscha (auch Ghordscha) mit seiner Umgebung reicher Dörfer, das heute seinen Verkehr mit der Außenwelt durch den, Corfu gegenüber liegenden, Hafen von Nya-Duaranta aufrecht erhält, wird seine Verbindungen nach dem 14 bis 16 Stunden entfernten Florina an der Monastirbahn verlegen. Es soll 9000 Einwohner\*) zählen und ein bedeutender Markt sein, der allein bisher einen Import von 2000 Tonnen hatte. Kastoria, türkisch Kesrie, und Krupista werden ihren Verkehr nach der 10 Stunden entfernten Station Gschissu aufnehmen. Die Einwohnerzahl von

\*) Nach Bianconi; andere Quellen geben 12854 an.

v. d. Goltz, Macebonien.

Rastoria wird auf 10000 angegeben. Selbst Pappista und Siatista im oberen Karassuthale und Kozani sind noch im Süden dem Exploitationsgebiete hinzuzurechnen.

Dieses, so abgerundet, wächst zu einem recht bedeutenden Areal an. Man kann es auf etwa 15000 Quadratkilometer berechnen, also auf die Größe des Großherzogthums Baden oder die Hälfte der preussischen Provinz Pommern. Die Bewohnerzahl mit einiger Sicherheit festzustellen, ist deshalb nicht leicht, weil die Abgrenzung des Exploitationsgebietes nicht mit der Umgrenzung der Verwaltungsbezirke zusammenfällt. Ferner weichen die verschiedenen Angaben sehr von einander ab. Im Ganzen ist die Bevölkerung eine dünne, nur in den fruchtbaren Ebenen und Flußthälern drängt sie sich enger zusammen. Der Durchschnitt wird sich auf etwas über 30 Seelen für den Quadratkilometer stellen; das ergibt für das Exploitationsgebiet rund 500 000 Seelen und diese Schätzung wird keinesfalls zu hoch gegriffen sein; sie mag eher hinter der Wahrheit zurückbleiben.

Der Import nach diesem Gebiete beträgt, wenn man ihn nach dem augenblicklichen noch zu Wagen und Lastthier vermittelten Verkehre berechnet, an Waaren aller Art, im Ganzen 25 450 Tonnen, der Export 29 850 Tonnen. Dieser setzt sich vornehmlich aus Getreide, Wein und Fellen zusammen. Daß er mit der Erleichterung des Verkehrs eine Steigerung erfahren werde, selbst wenn die Produktion im Allgemeinen dieselbe bliebe, läßt sich mit Sicherheit annehmen. Die Bezirke von Prilip, Monastir und Florina, sowie Bodena, Riausta, Karaferia und Zenidje weisen heute schon einen Ueberschuß an Getreide auf, der sich im Ganzen zu über 2 Millionen Constantinopler Riké, also auf rund 50,000 Tonnen, annehmen läßt. So bedeutende Massen sind aber auf den benachbarten Binnen-



märkten wohl kaum zum kleineren Theile unterzubringen. Doch sicherlich wird sich durch intensivere Wirthschaft auch die Produktion an Getreide mehren. Sodann kommen Thierhäute, lebendes Vieh, Holz aus den Wäldern von Kindowo, Ladowo, Lebanditza, Pisodere und Moritschowo, Holzkohle, der Wein, Früchte, der rothe Pfeffer, Cocons und Mineralien hinzu.

Einen Anhalt für die Abschätzung des künftigen Verkehrs kann bis jetzt nur die auf der Theilstrecke Salonik-Bertekop gemachte Erfahrung gewähren. In den drei Wintermonaten vom 9. Dezember 1892 bis zum 8. März 1893, während welcher der starke Schneefall oft die Zufuhr zu den Stationen abschnitt, fand eine Bewegung von 5650 Tonnen Gütern statt. Die danach angestellten Ermittlungen lassen für die jetzt betriebene Theilstrecke allein eine jährliche Bewegung von 57 000 Tonnen Ausfuhr annehmen und zwar 35 000 Tonnen Getreide, 7000 Holzkohle, 6000 Bau- und Schnittholz, 4300 Wein und Brantwein, 2000 Mehl, 1000 Erze, 600 Wolle und Seidencocons, 100 Felle und 1000 Tonnen verschiedene Erzeugnisse wie Früchte, Gemüse, Paprika u. s. w. Der Import wird auf 13 000 Tonnen angenommen; er betrifft alle Waaren, die der Landmann im Innern braucht, wie Kolonialwaaren, Salz, Petroleum, Eisenwaaren, Glas, Manufacturwaaren u. s. w. Man rechnet ferner auf 100 Wagen Viehtransport, der indessen im Laufe der Zeit gewiß bedeutend über dies Maaß hinausgehen wird. Für die noch zu eröffnende Strecke, die im Frühling 1894 fertig gestellt sein muß, rechnet man auf 45 000 Tonnen Ausfuhr, namentlich durch das Getreide der Ebene von Monastir, und auf etwa 16 000 Tonnen Einfuhr. Die Gesamtbewegung der ganzen Linie würde sich danach auf 102 000 Tonnen Ausfuhr,

29 000 Tonnen Einfuhr stellen, wozu noch bedeutende Viehtransporte treten würden. Bei Anlage des Unternehmens durch die deutsche Bahngesellschaft ist aber nur ein Voranschlag von 70 000 Tonnen Gesamtbewegung zu Grunde gelegt worden, so daß es bisher den Anschein hat, als würden die gehegten Erwartungen übertroffen werden.

Nicht unbedeutend wird der Personenverkehr sein; denn die heutigen Macedonier sind ein bewegliches Volk. Die Bergbewohner zumal wandern den größten Theil des Jahres über in die Fremde aus, um Arbeit zu suchen. So zerstreuen sie sich nicht allein nach Salonik und Constantinopel, sondern nach Bulgarien, Rumänien, Serbien, Griechenland und Egypten. Nur für wenige Monate kehren sie mit dem Gewinn in die Heimath zurück. Eine genaue Schätzung ist freilich auch hier schwer. Ursprünglich nahm man einen Gesamtverkehr von 60 000 Personen an. Indessen lassen die ersten Betriebsmonate der kurzen Strecke von Vertekop nach Salonik hier schon einen Jahresverkehr von 32 000 Reisenden berechnen, während bisher kaum ein Dritteltheil der Gesamtbevölkerung des Exploitationsgebietes von der Linie berührt worden ist. Man darf also noch auf eine bedeutende Steigerung rechnen. 75 bis 80 000 Reisende sind wohl zu erwarten, vielleicht noch mehr. Auch bei der anatolischen Linie hat sich die überraschende Erfahrung ergeben, daß nahezu die Hälfte der Einnahme aus dem Personenverkehr herrührt.

Es ist stets schwierig und gewagt, ohne sehr andauernde und eingehende Studien über die Zukunft eines so bedeutenden Unternehmens wie einer Bahn, welche ein bis dahin abseits dem allgemeinen Weltverkehre liegendes Land erschließt, in allen Einzelheiten ein Urtheil zu fällen.

Im großen Ganzen kann man dieses bezüglich der Linie Salonik-Monastir aber wohl dahin zusammenfassen, daß deren Zukunft sich aller Wahrscheinlichkeit nach günstiger gestalten wird, als man bei Beginn des Baues angenommen hat. Bei den bis jetzt angestellten Erhebungen hat man sich im Wesentlichen immer nur die Frage vorgelegt, welches das Schicksal des Unternehmens sein werde, wenn es gelänge, den bisher zu Wagen, Pferd und Bahn vermittelten Verkehr auf den Schienenstrang abzuleiten. Erst in ganz neuester Zeit beginnt man, sich auf Grund der Erfahrungen von einer Theilstrecke, ein Bild von der wahrscheinlichen Entwicklung des Lebens und Verkehrs im Lande überhaupt zu machen. Nach den Erscheinungen, welche das Abendland in dieser Hinsicht während des letzten halben Jahrhunderts aufzuweisen hatte, werden hierbei Erwartungen und Vorausberechnungen meist weit übertroffen. Der Orient ist erst im Beginn seiner Entwicklungsperiode und besitzt die natürlichen Grundlagen — gesegnete Länder und günstige Lage zum Meere — um einen ähnlichen Weg zu gehen wie der Westen. Es ist nur mit dem Uebelstande einer relativ dünnen Bevölkerung zu rechnen, welche den Fortschritt mäßigen und verlangsamen wird; im Uebrigen sind die Bedingungen nahezu gleich.

Macedonien hat vor den meisten Provinzen des osmanischen Reiches eine verhältnismäßig hoch entwickelte Bodenkultur voraus; das zum großen Theile bulgarische Landvolk ist sehr fleißig und auf Erwerb bedacht. Seine Intelligenz und technische Ausbildung werden durch den leichteren Verkehr mit der großen Welt unzweifelhaft gewinnen. Nicht zu unterschätzen ist, daß der stille Kampf der verschiedenen Nationalitäten zur Zeit seinen Ausdruck in einem Wettstreit von Schulgründungen findet. Die



Forschungen Victor Bérard's geben hierüber die interessantesten Aufschlüsse\*) Schon haben wir darauf hingewiesen, daß die Ausdehnung des Bahnnetzes außerdem auf die natürlichste Art diejenigen Schranken beseitigt, welche Verwaltungsroutine und Polizeisystem dem inneren Verkehr im Lande entgegenstellten. Der heute von Monastir nach Salonik zu Pferde oder zu Wagen reisende Landmann passirt bis zur Bardarbrücke bei Topschin hin eine ganze Reihe von Polizeistationen, muß sein *Jol-Testé*\*\*) revidiren und visiren lassen, hat Aufenthalt und meist auch kleine Ausgaben; der Reisende, der künftig mit der Eisenbahn denselben Weg zurücklegt, wird höchstens am Anfangs- und Ausgangspunkte nach einer Legitimation gefragt. Der Einfluß solcher Erleichterungen auf die Beweglichkeit und Mithrigkeit der Bevölkerung ist nicht zu unterschätzen.

Die verhältnißmäßig schnelle Entwicklung des Eisenbahnnetzes ist ein unzweifelhaftes Verdienst der gegenwärtigen ottomanischen Regierung, zumal Sultans Abdul Hamid's II., das um so höher anzuschlagen ist, als nach den ersten ungünstigen Erfahrungen seit 1875 eine fast vollkommene Unterbrechung eingetreten war, welche bis 1886 andauerte. Nur die beiden in Smyrna residirenden englischen Gesellschaften hatten in dieser Periode ihr Netz ausgebaut und durch Abzweigungen vervollständigt; auch war die kurze Lokalbahn Mersina-Adana erbaut worden. Im Jahre 1886 machte, unter lebhafter Wirkung internationaler Einflüsse, die Her-

---

\*) Victor Bérard. *La Turquie et l'Hellénisme, contemporain*. Paris 1893. Troisième Partie: le combat macédonien.

\*\*) Reise-Erlaubnißschein.

stellung der beiden Verbindungsstrecken von Bellowa nach Bakarel und von Branja nach Iſkub einen neuen Anfang\*). Dann folgten schnell die wichtigen Concessionen für die Linie Ismid-Angora, Salonik-Monastir, Salonik-Dedeagatsch, Eskischedir-Konia u. s. w., wobei wir diejenigen, die ohne Schuld der Regierung unfruchtbar blieben, mit Stillschweigen übergehen. Diese Linien, sowie die kleinen seither gebauten syrischen Bahnstrecken zusammenrechnend, findet man, daß seit 1888 auf türkischem Boden über 2000 Kilometer Eisenbahnen entweder schon eröffnet oder doch soweit in Angriff genommen sind, daß ihre nahe Vollendung keinem Zweifel mehr unterliegt. Außerdem kann noch mit einiger Bestimmtheit auf diejenige der Linie Maschehr-Afionkarahissar gerechnet werden, welche Smyrna mit dem inneranatolischen Netze verbinden wird, auf Angora-Kaïſſerie, eine weitere Theilstrecke der großen Bagdadbahn, endlich vielleicht auf St. Jean d'Acre-Damaskus.

Auch die Linie Salonik-Monastir soll nicht, wie jetzt, eine Sackbahn bleiben; die Regierung beabsichtigt vielmehr, sie bis zum adriatischen Meere hin, sei es nach Durazzo, sei es nach Vlona fortsetzen zu lassen, und sie ebenso von Karasferia aus mit dem griechischen Bahnnetz in Verbindung zu bringen. Die Ausführung wird aber noch geraume Zeit auf sich warten lassen, denn zumal die Verbindung nach dem adriatischen Meere stößt auf große Terrainhindernisse und würde sehr kostspielig werden. Sodann wird die Regierung in der Uebernahme von Garantien für eine bestimmte Bruttoeinnahme, welche fast an jede Concessionsverleihung ge-

\*) Bis dahin waren überhaupt nur 790 Kilometer Eisenbahn im Betriebe.

knüpft ist, sich bestimmte Schranken setzen und nach dem ersten Anlaufe warten müssen, bis ein Theil der älteren Garantien durch die eigenen Einnahmen der Eisenbahn-Verwaltungen entbehrlich wird.

Indessen ist die Entwicklung des ganzen Netzes schon so weit vorgeschritten, daß ein neuer dauernder Stillstand nicht befürchtet werden darf und auch der Tag für die Fortsetzung der macedonischen Bahn wird sicher einmal kommen.

Er kann umsomehr in Geduld erwartet werden, als die jetzt erbaute Bahn allein schon in einem reichen, verhältnißmäßig kultivirtem und nicht zu gering bevölkertem Lande guter Aussichten gewiß ist. Beruhend auf einer Vergangenheit sonder Gleichen, hat das alte Macedonien, das Land Philipps und Alexanders, sicherlich noch eine bedeutende Zukunft vor sich.





## Notizen

betreffend die neuere Literatur über Macedonien.

1. Smith, Dictionary of Greek and Roman Geography.
2. Th. Desdèvises-du-Dezert, Géographie ancienne de la Macédoine. Paris 1863.
3. Ami Boué, La Turquie d'Europe. Paris 1840. Deutsch herausgegeben von der Boué-Stiftungs-Commission. Wien 1889.
4. Delacoulonche, Archives des missions scientifiques et littéraires. T. VIII. Macédoine.
5. Cousinèry, Voyage dans la Macédoine. Paris 1831.
6. Pouqueville, Voyage de la Grèce. T. III. Paris 1826.
7. Léon Heuzey, Mission archéologique de Macédoine en l'année 1861. (Par ordres de S. M. l'Empereur Napoléon III). Paris.
8. Griesebach, Reise durch Rumelien und nach Brussa im Jahre 1839. Göttingen 1841.
9. Profesch von Osten, Denkwürdigkeiten III. Herausgegeben von Dr. Ernst Münch. Stuttgart Hallberger 1837.
10. J. G. von Hahn, Reise durch die Gebiete des Drin und Vardar. Wien 1867.
11. J. G. von Hahn, Reise von Belgrad nach Salonik. Wien 1868.
12. Heinrich Barth, Reise durch das Innere der europäischen Türkei im Herbst 1862. Berlin 1864.
13. William Martin Leake, Travels in Northern Greece. London 1835.
14. Edmund Spencer, Travels in European Turkey in 1850. London 1851.

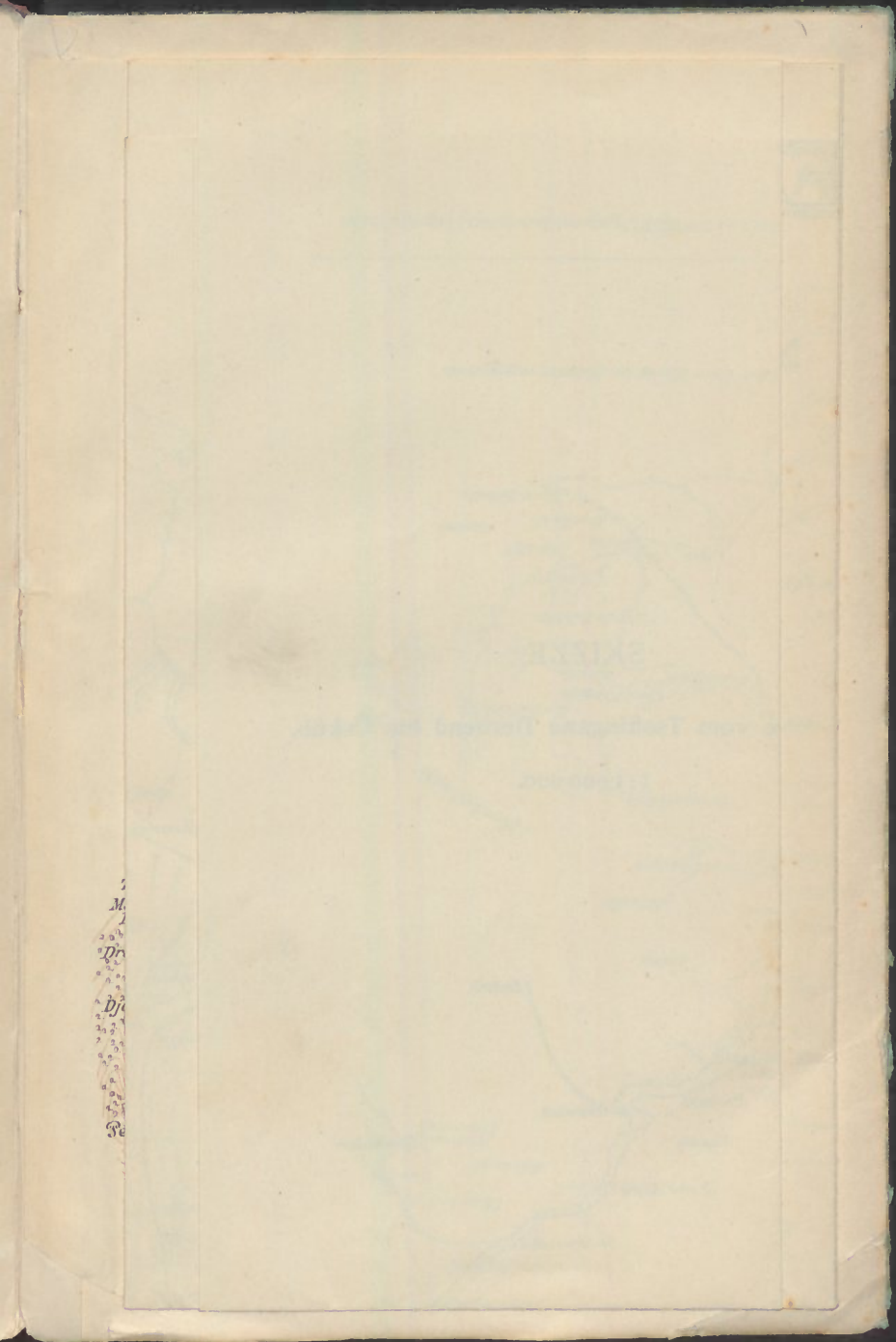
15. Dr. G. F. Herzberg, Geschichte der Byzantiner und des Osmanischen Reichs bis gegen Ende des XVI. Jahrhunderts (Düken's Allgemeine Geschichte in Einzeldarstellungen.) Berlin Grote 1883.
16. Joh. Gust. Droysen, Geschichte des Hellenismus.
17. " " " " Geschichte Alexanders des Großen.
18. Julius Braun, Historische Landschaften. Stuttgart 1867.
19. Köhler, Macedonien unter König Archelaos. Sitzungsberichte der Königlich Preussischen Akademie der Wissenschaften. Berlin 1893.
20. Ottfried Müller. Ueber die Wohnsitze, die Abstammung und die ältere Geschichte des macedonischen Volks.
21. Abel, Macedonien vor König Philipp.  
u. f. w.



### Berichtigungen:

- Seite 3 Anmerk. lies Sultauveste statt Sultaustraße.
- " 5 Zeile 9 v. u. lies Neoptolemus statt Neptolemus.
- " 18 " 4 v. o. " Niansta statt Niansta.
- " 14 v. u. " macedonische statt macedonische.
- " 20 " 8 v. o. " Statur statt Natur.
- " 25 " 4 v. u., ferner S. 27 Z. 16 v. u., S. 30 Z. 4 v. o.,  
S. 32 Z. 6 v. u. lies Ponqueville statt Ponqueville.
- " 26 Anmerk. Zeile 5 v. u. lies Brussa statt Brussa.
- " 37 Zeile 2 v. o. lies ans statt an.
- " 38 " 4 v. o. " glückliche statt glücklicher.
- " 38 " 8/9 v. o. " Apostolos statt Apostolos.
- " 42 " 2 v. o. " Metropole statt Hekropole.
- " 6 v. o. " engbegrenzte statt unbegrenzte.
- " 48 " 4 v. u. " Stammesgenossen statt Namensgenossen.
- " 55 " 16 v. u. " Senthes statt Senthes.
- " 8/9 v. u. " Vergewölker statt Vergitter.

Verlagsdruckerei Gustav Schend, Königl. Hofbuchhändler, Berlin SW. 19. Jerusalemstr. 56



2  
M  
1  
2  
3  
4  
5  
6  
7  
8  
9  
10  
11  
12  
13  
14  
15  
16  
17  
18  
19  
20  
21  
22  
23  
24  
25  
26  
27  
28  
29  
30  
31  
32  
33  
34  
35  
36  
37  
38  
39  
40  
41  
42  
43  
44  
45  
46  
47  
48  
49  
50  
51  
52  
53  
54  
55  
56  
57  
58  
59  
60  
61  
62  
63  
64  
65  
66  
67  
68  
69  
70  
71  
72  
73  
74  
75  
76  
77  
78  
79  
80  
81  
82  
83  
84  
85  
86  
87  
88  
89  
90  
91  
92  
93  
94  
95  
96  
97  
98  
99  
100

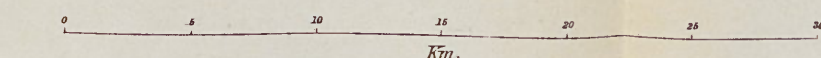


# KARTE

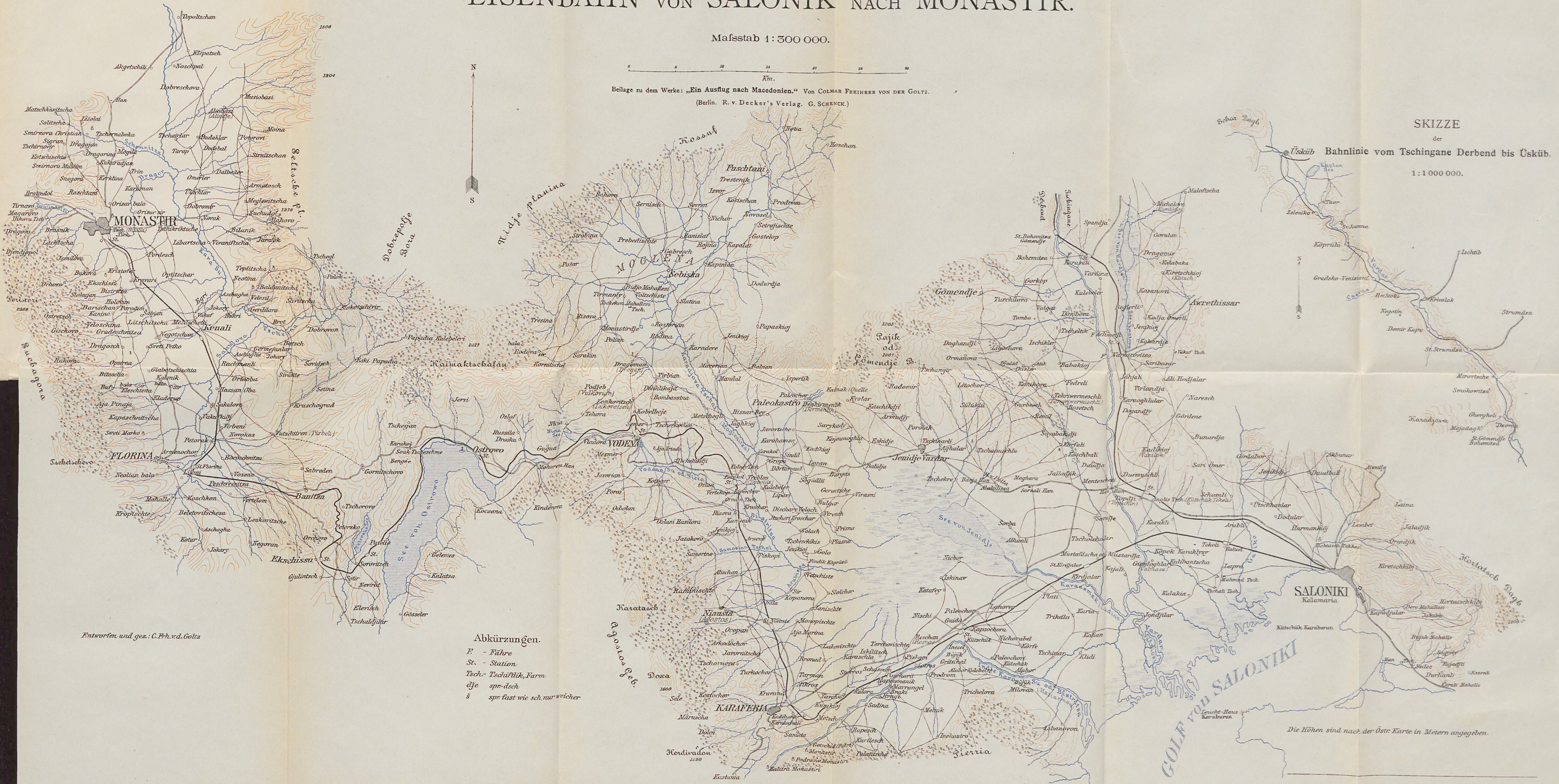
DER

## EISENBAHN VON SALONIK NACH MONASTIR.

Mafsstab 1:300 000.



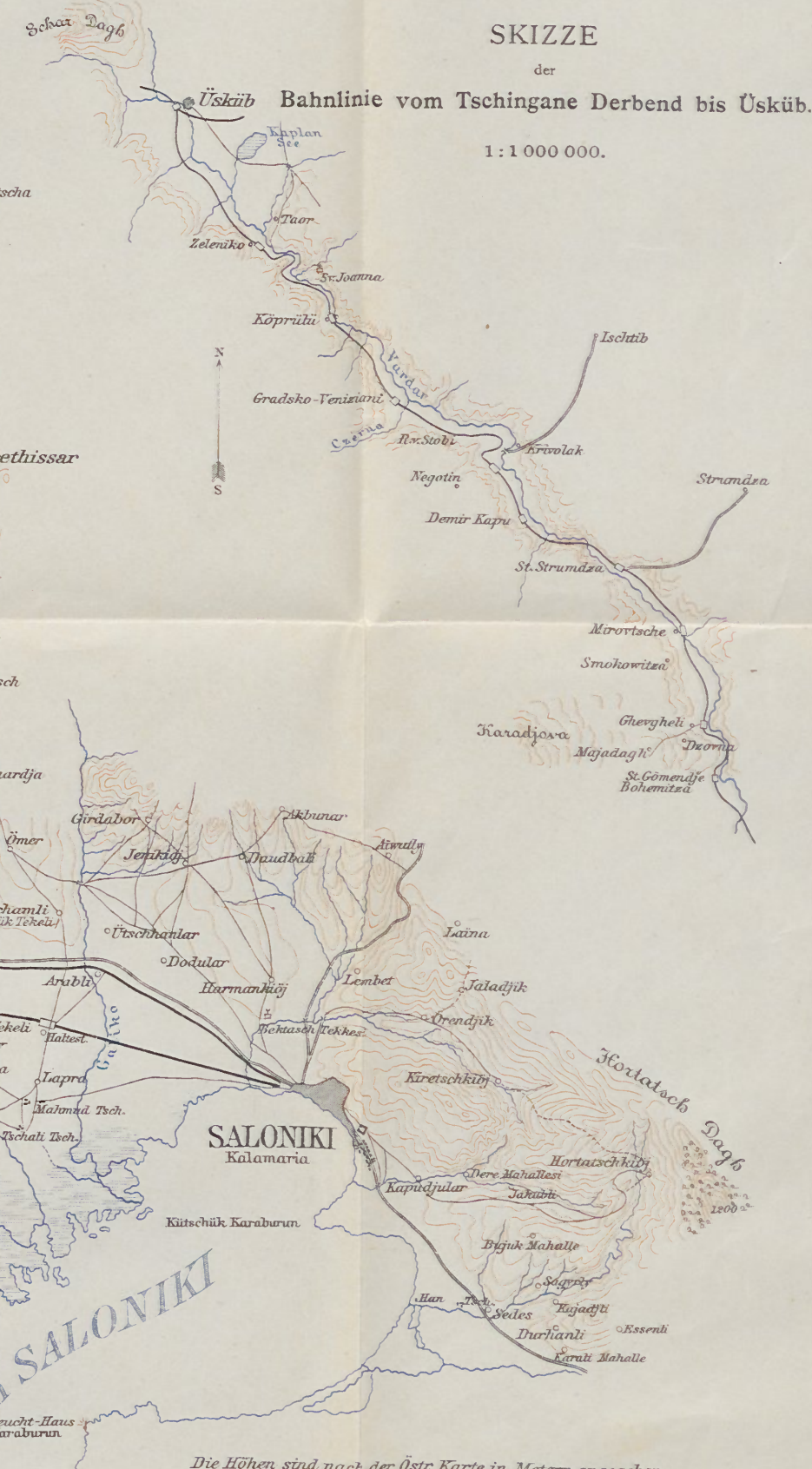
Beilage zu dem Werke: „Ein Ausflug nach Mazedonien.“ Von COLMAR FREIHERR VON DER GOLTZ.  
(Berlin. R. v. Decker's Verlag. G. SCHENCK.)



### SKIZZE

der  
Bahnlinie vom Tschingane Derbend bis Üsküb.

1:1 000 000.



Entworfen und gez.: C. Frh. v. d. Goltz

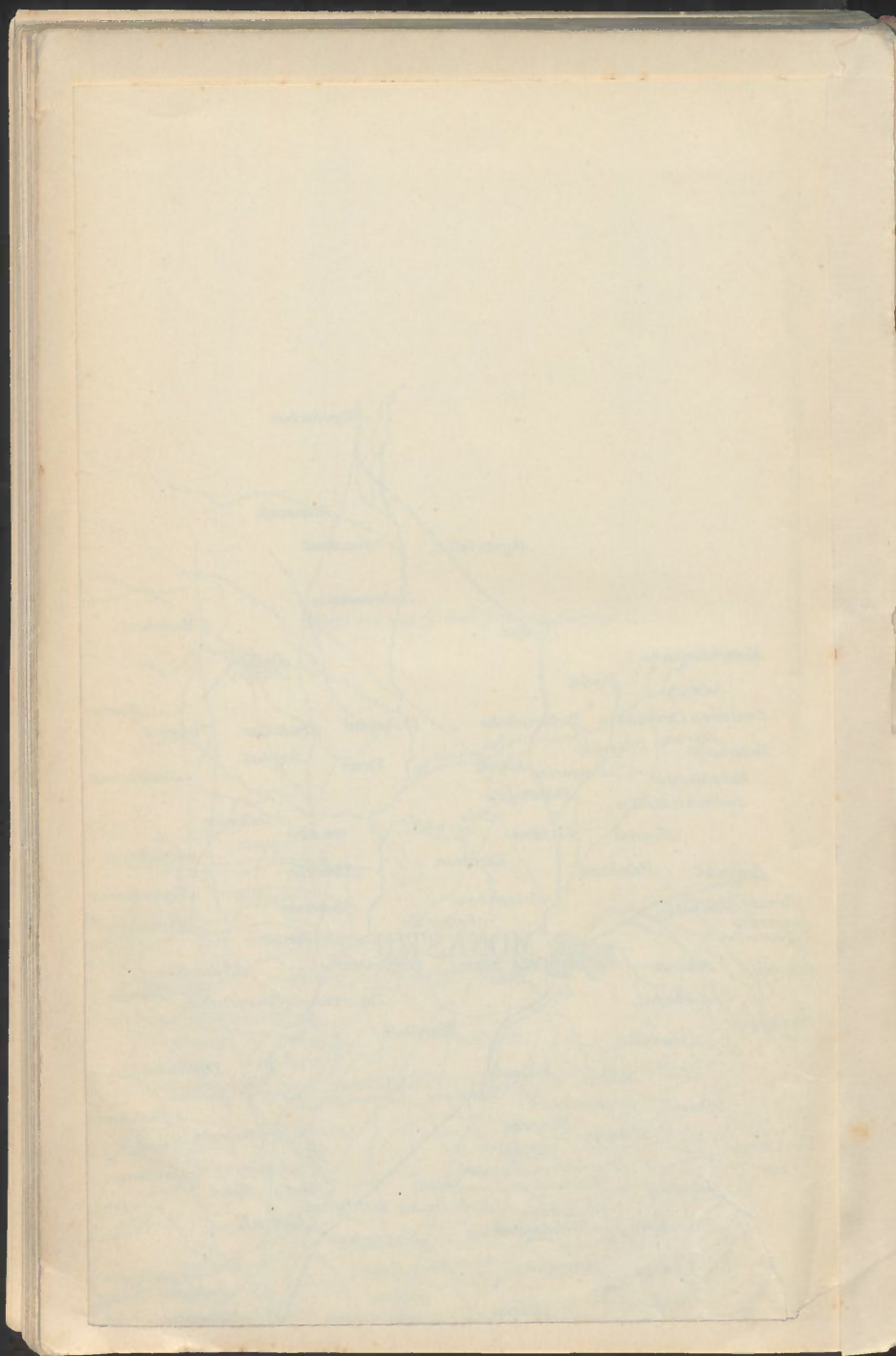
#### Abkürzungen.

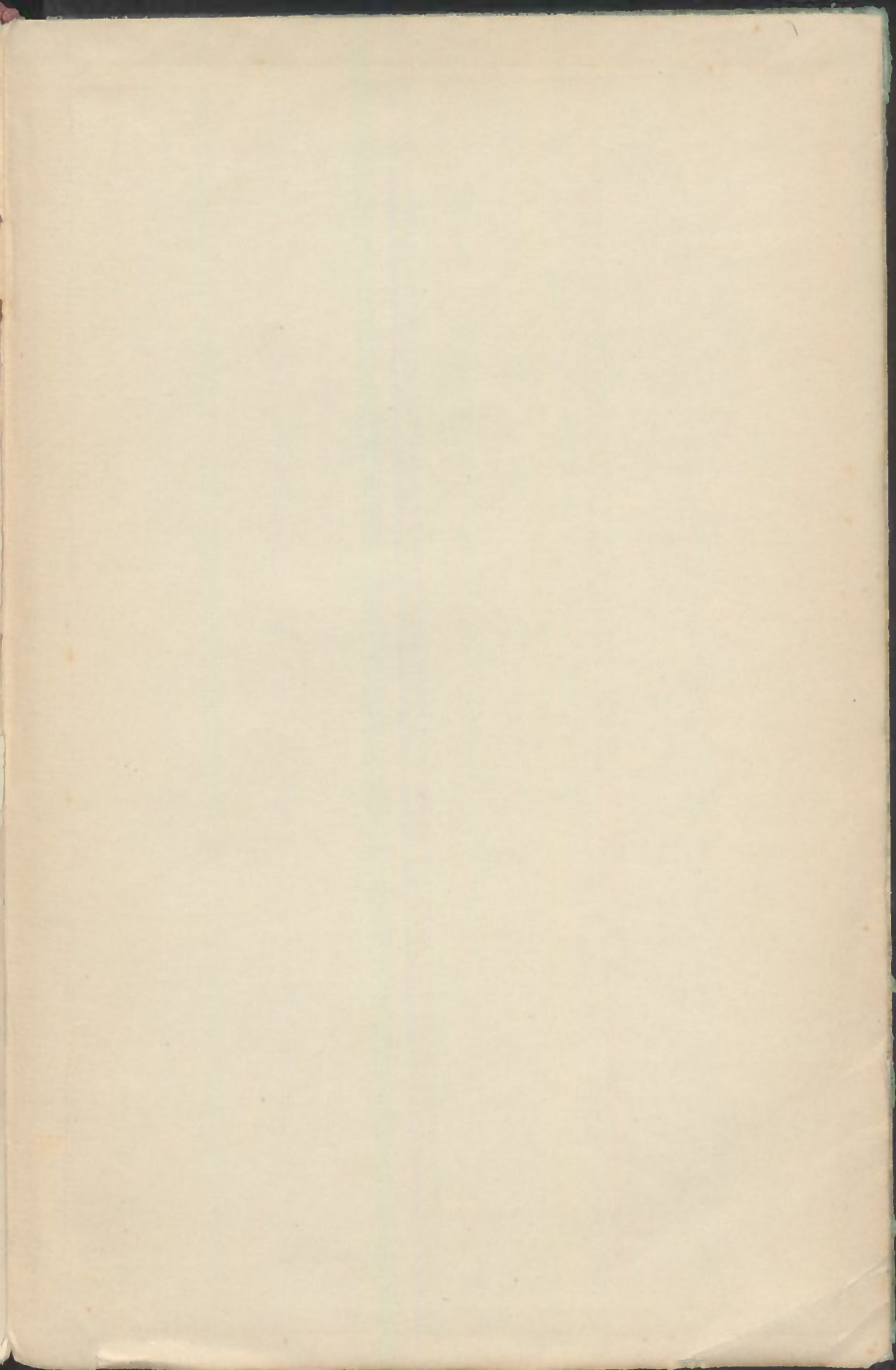
- F - Fläche
- St. - Station
- Tsch. - Tschiflik, Farm
- dje - spr-dsch
- s - spr-fast wie sch, nur weicher

Die Höhen sind nach der östr. Karte in Metern angegeben.

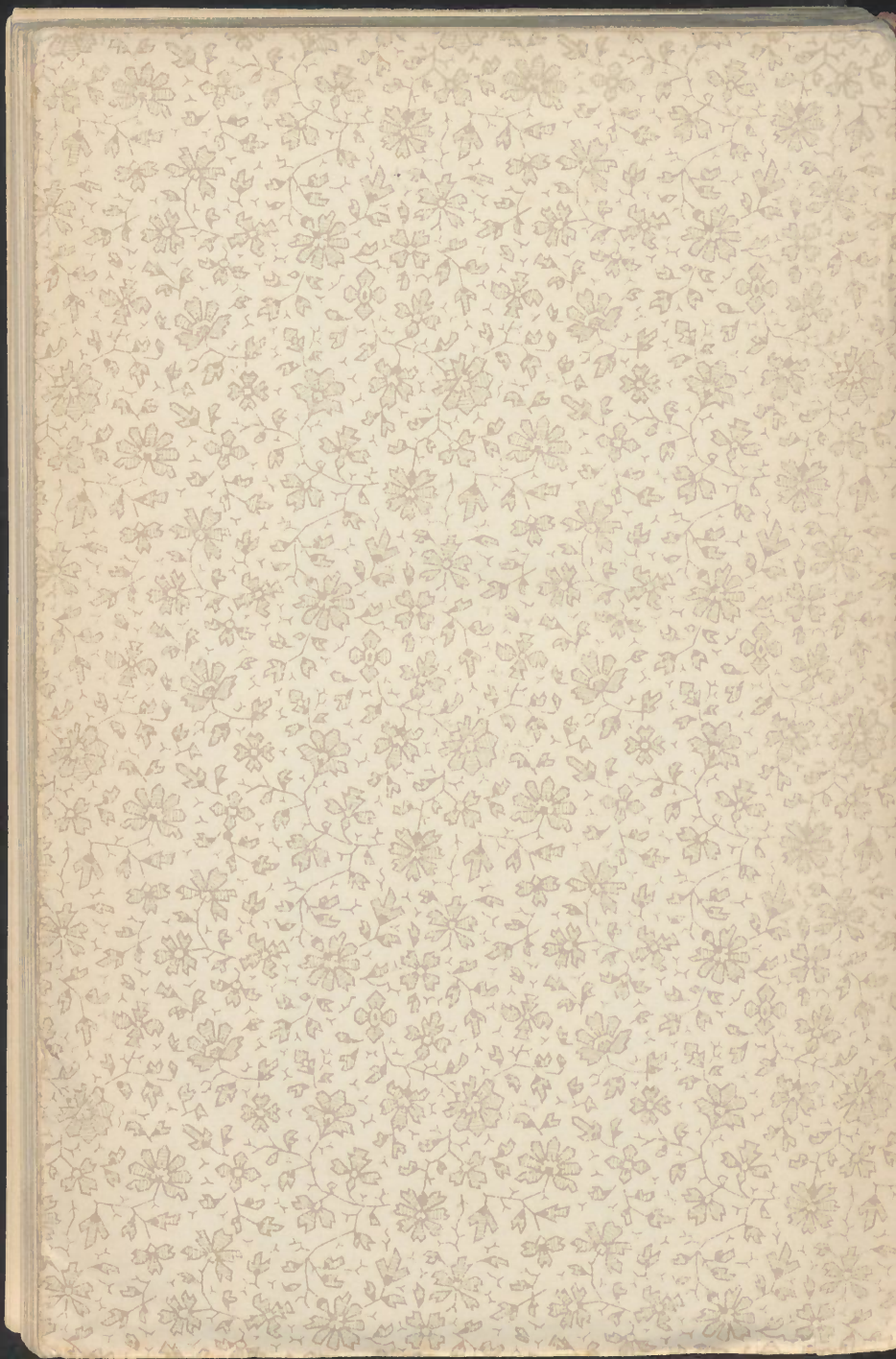
Stich u. Druck von G.F. SECKE & DIERENT, Typegr. Inst. (Kartogr. Abth.) Leipzig u. Berlin.

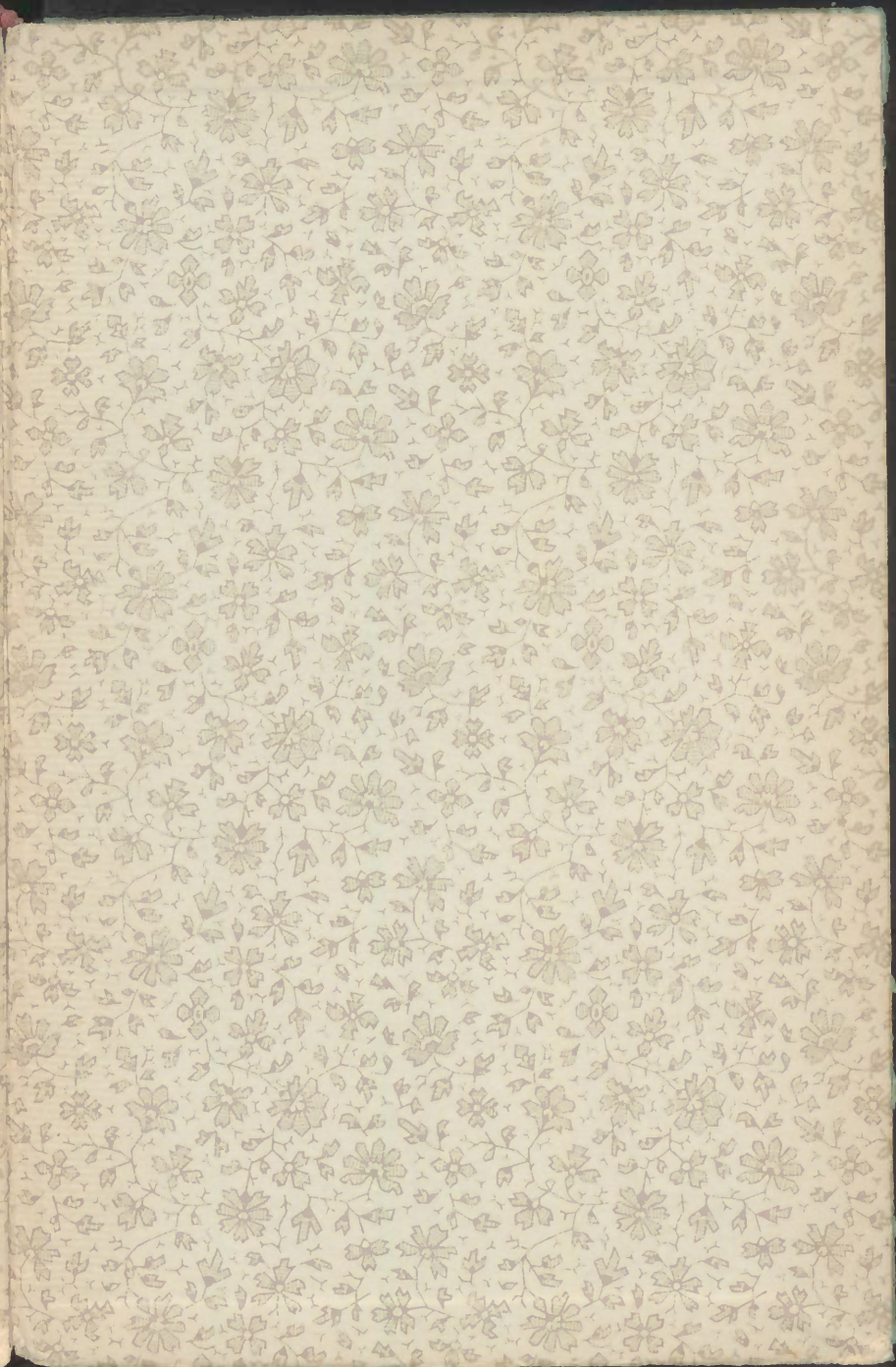














In R. v. Decker's Verlag, G. Schenck,  
Königl. Hofbuchhändler in Berlin SW. 19, er-  
schienen ferner:

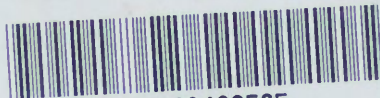
**Das Volk in Waffen.** Ein Buch über Heerwesen und  
Aufführung unserer Zeit. Von Colmar Freiherr  
v. d. Goltz. Königl. Preuß. Oberst z. D. Vierte  
umgearbeitete und verbesserte Auflage. 1890. gr. 8<sup>o</sup>.  
(XIV u. 450. S.) geb. 7,00 M.  
in eleg. Halbranzband geb. 8,50 M.

**Wanderung über die Schlachtfelder der deutschen  
Heere der Vorzeiten.** Vom General von Pender.  
Vorgesezt und zum Abschluß gebracht von v. Wolff-  
Metternich. Zweite Auflage, zwei Theile in einem  
Bande. 1893. (450 S. gr. 8<sup>o</sup>.) Preis geb. 6 M.

**Auf Heland im Orient.** Reiseerinnerungen von Georg  
Schweizer. 1890. (300 S. 8<sup>o</sup>.) Preis geb. 2,50 M.,  
geb. 3,00 M.

**Constantinopel.** Reiseerinnerungen von Rosa von  
Foerster. 1893. (VI u. 106. S.) Preis geb. 1,50 M.,

**Nach Portugal und Spanien.** Eine heitere Touristen-  
fahrt. Von Otto Rieß. 1887. (V u. 118 S.)  
Preis geb. 1 M.



206\$03469565

Verlag R. v. Decker, G. Schenck, Königl. Hofbuchhändler, Berlin (SW. 19.)